Landesbibliothek
Coburg

B/A
~~2/6~~
7524
14

Vermischte Kritische und Satyrische Schriften,

nebst

einigen Oden

auf gegenwärtige Zeiten.

Herausgegeben

von

Joh. Jak. Dusch,

des Alton. Christian. Akad. Pr. der sch. Wiss.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Altona,

bey David Iversen 1758.

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Diese kleine Schriften waren in den Augenblicken, worinn sie geschrieben wurden, dem Publico nicht zugedacht, und ich glaube, daß dasselbe nicht viel verlohren haben würde, wenn es dabey geblieben wäre. Ein Briefwechsel mit einem meiner Freunde, worinn wir beyde mehr als Complimente von einander lesen wollten, war die Gelegenheit, bey welcher sie aufgesetzt wurden: und aus diesen Aufsätzen sind sie gewählet. Mein Freund, der zu bescheiden ist, zu glauben, daß sein Name seinen Schriften die Aufnahme erleichtern würde, und es für sehr überflüßig hält, sich zu nennen, hat es mir nicht erlauben wollen, auch nur die Anfangsbuchstaben seines Namens, welche man, sagt er, unmöglich für den ganzen Namen halten kann, und die, in Ansehung des Lesers

* * *

nichts weiter bedeuten können, als Charaktere aus dem Alphabeth, unter seine Aufsätze drucken zu lassen, und die Wahrheit zu gestehen, ich habe auch nicht sehr darauf gedrungen, da ich sah, daß er in Ansehung seines ganzen Namens unerbittlich war. Der Leser siehet sich ohne Hoffnung, den ganzen Namen aus einem Buchstaben zu errathen; und man kann es ihm nicht verdenken, daß er sich diese Mühe ersparet, da es Beyspiele genug giebt, daß ein einziger Verfasser unter seine kleine Aufsätze nach und nach das ganze A. B. C. gesetzt hat. Da er mir sagte, daß er noch nicht als ein Autor bekannt sey, und daß er nicht hoffte, er würde jemals so bekannt seyn wollen, so fiel es mir ein, daß mein und sein Verleger eben so wenig durch ein J, als durch ein X gewinnen würde, und daß die Schrift selbst den Namen, nicht der Name die Schrift empfehlen könne, wenigstens nicht sollte. Ich glaubte also wirklich mit ihm, daß ich ohne Schaden des Lesers seinen Namen verschweigen könnte. Wie gern hätte ich auch den meinigen verborgen, der wenigstens eben so unbedeutend ist, als der seinige seyn kann. Allein weil ich bey dieser Gelegenheit etwas zu sagen für nöthig finde, was mich verrathen

muß,

* * *

muß, und weil ich nicht gern das Ansehen haben möchte, dieses mit einem halb guten Gewissen zu sagen, so war es bloß deswegen nöthig, mich zu nennen. Ich lehne noch einmal ausdrücklich den Verdacht von mir ab, als wenn ich irgend meinen Namen für wichtig genug hielte, einer Schrift Leser und Credit zu schaffen; und um mich so wohl gänzlich frey davon zu sprechen, als meinem Freunde Recht wiederfahren zu lassen, gestehe ich hier, daß mir nur einige Stücke gehören, nämlich von den Abhandlungen, die von der komischen Heldenpoesie, die mehr aus einzelnen Gedanken bestehet, als eine förmliche Abhandlung von dieser Dichtungsart, und aus einem Briefe in diese Form umgeschaffen ist, und der Traum; unter den Briefen gehört die Beantwortung des Schreibens meines Freundes allein mir. Was ich in diesen Stücken behauptet habe, davon kann der Leser mit Billigkeit nur von mir die Vertheidigung fordern, wenn es nöthig seyn sollte. Für die übrigen muß mein Freund stehen, er mag sich nennen oder nicht. Er hat mich ersuchet, der Herausgeber dieser Schriften zu seyn, und ich habe es ihm mit der Bedingung versprochen, daß ich aus seinen Schriften einige Stellen weglassen dürfte, wo die Satyre die Stelle der Critik zu sehr einge-

* * *

nommen hatte. Wem daran gelegen ist, meine Meynung zu wissen, dem gestehe ich gern, daß Herr — (bald hätte ich ihn genannt) daß mein Freund seine Satyre noch etwas mehr hätte mäßigen können. Allein ist nicht dieses ein allgemeiner Fehler unsrer Kunstrichter? — Doch ich nenne es einen Fehler der Kunstrichter, und sollte es einen Fehler des Schriftstellers nennen, der ihnen einen so ungemeinen Verdruß erregt, daß sie in die Satyre gerathen müssen: denn

indignatio facit versum.

Ich habe dieser kleinen Sammlung eigener Schriften von uns, wenigstens der meinigen unter denselben, durch die Uebersetzung zwoer Abhandlungen des Herrn Hume ein Ansehen geben wollen; aber nicht durch die Oden, denn von dem Innhalt dieser letzten kann nur das Publicum urtheilen, und ich muß es erwarten, wie es urtheilen wird. Die gegenwärtigen Zeiten haben die Gedanken veranlasset, und eine derselben hat das Glück gehabt, auf Verlangen einer höhern Person, deren Namen ohne Erlaubniß zu nennen, mir die Ehrfurcht verbietet, von meinem Freunde in Zelle, dem Herrn Conrektor Münter, ins Lateinische übersetzt zu werden. Ohne seine Erlaubniß zu erwarten, habe ich die Uebersetzung dem Originale beydrucken lassen,

da

da sie schon in den freyen Urtheilen des vorigen Jahres dem Publico übergeben ist.

Ich könnte hier meine Vorrede schließen, wenn ich den Herren Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften nicht etwas zu sagen hätte, und hier die beste Gelegenheit dazu fände. Für Ihre Güte, womit Sie mich öffentlich ihre Aufmerksamkeit versichern, halte ich mich schuldig, Ihnen von meiner gegenseitigen Hochachtung und Verbindlichkeit eine gleiche Versicherung abzulegen. Ihr Lob ist mir schmeichelhaft, ihr Tadel niemals unangenehm, auch alsdenn, wenn ich glaube, daß ich ihn nicht verdiene. Vornehmlich aber habe ich es mit Vergnügen gelesen, daß Sie mich von dem lächerlichen Fehler, der gleichwohl so sehr gemein ist, über einen verdienten Tadel empfindlich zu werden, so weit entfernt glauben, daß Sie sich wider mich selbst auf mein eignes Urtheil in einer kleinen Streitigkeit berufen. Ich weis zwar nicht, in was für einer Absicht dieses geschehen seyn mag. Wollten Sie mich bloß zum Schiedsrichter über ihren Tadel einer Stelle in meinem Gedichte, und über die Vertheidigung derselben machen, die ein Freund in dem hamburgischen Correspondenten mit einfließen lassen; so würde es an meiner Seiten einen Hochmuth verrathen, wenn

ich diese Erklärung für mehr als ein Compliment von der Güte der Verfasser annehmen, und wirklich etwas zu entscheiden mich anmaßen wollte. Wollten Sie aber damit eine Muthmaßung zu verstehen geben, daß ich selbst der Verfasser der Vertheidigung gewesen seyn möchte; so ist mir daran gelegen, Ihnen zu sagen, daß mir Unrecht geschieht: doch glaube ich nicht, daß dieses die Meynung ist. Von der angefochtenen Stelle will ich hier demnach nichts sagen. Meine Meynung ist auf beyden Seiten zu wenig bedeutend, und da die Verfasser die Sache selbst für klar genug halten, auch unnöthig: Meine und Ihre Leser werden es also leicht selbst entscheiden können.

Es wird mir aber wohl nicht übel genommen werden können, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, wobey ich denen Herren Verfassern, ohne die Ehre zu haben jemanden von Ihnen persönlich zu kennen, meine wahre Hochachtung bezeuge, und mit Vergnügen bekenne, daß ich Ihre Schrift mehr verschlinge als lese, einige Erinnerungen zu machen; da ich mich doch von zwoen Seiten einiger maßen aufgefordert sehe, für oder wider mich zu reden. Man weis schon, welche Partey in solcher Wahl die Eigenliebe zu ergreifen pflegt? Und sollte man merken, daß

sie auch für mich gewählet haben sollte, so wird man mir einen Fehler verzeihen, für den ein jeder Verzeihung suchen muß. Doch hoffe ich nicht, daß sie sich mehr in meine Anmerkungen einmischen werde, als sie sollte. Sie hat mich nicht verblenden können, die Richtigkeit des Tadels der Verfasser gegen verschiedene Stellen in meinen Gedichten vollkommen einzusehen; und was noch mehr ist, sie kann mich itzo nicht verhindern es auch zu gestehen. Warum sollte sie mich eben bey andern verblenden? Zudem habe ich diese Stellen mehr als einmal untersuchet; allein ich habe nicht finden können, daß sie den Tadel verdienten, den meine Kunstrichter ihnen beygelegt haben. Ein gar zu langer Eingang zu einer Vertheidigung weniger Stellen, deren Verlust ohnedem der Dichtkunst kein Schaden seyn würde.

Die Herren Verfasser sagen von meinem Gedichte, Tolk=Schuby, „es ist fast „nichts anders als eine Nachahmung des „vortrefflichen Frühlings des Herrn von „Kleist.„ Da dieselben anderswo mit besserm Grunde bemerken, daß Nachahmung und Aehnlichkeit die Gedichte von einer Art nothwendig haben müssen, zweyerley ist; so begreife ich nicht, warum dieser Grund nicht zureichend war, mein Gedicht ein Original

zu nennen. Drey bis vier nachgeahmte Stellen, die aus einigen Zeilen bestehen, können ein ganzes Gedicht zu keiner Nachahmung machen. Ich kann mich hier sicher auf eine Vergleichung beyder wider diesen Ausspruch berufen. Sollten die Verfasser vielleicht aus den Aehnlichkeiten der Wendungen hin und wieder in beyden Gedichten geschlossen haben; so hätten sie, dünkt mich, richtiger sagen können, in Ansehung dieser sey das meinige eine Nachahmung des Thomson. Und hätten sie nicht ein gleiches von dem Frühling alsdenn sagen müssen? Ich kann mich gern zu diesem Beweise anheischig machen: denn ich bin bey weitem nicht der Meynung meiner Kunstrichter; daß ein Gedicht schon deswegen sein Muster nicht erreichen könne, weil es eine Nachahmung ist; das Wort Nachahmung, mag klein *) oder groß gedruckt werden. Ich kann verschiedene Gedanken zeigen, die aus dem Frühlinge des Thomson in den Frühling des Herrn von Kleist verpflanzt sind; ich kann noch mehr andre anführen, worinn die Wendungen alle Aehnlichkeit haben: und wenn ich vor-

*) S. die Bibl. d. schönen Wissens. und Künste B. 1. Th. 1. S. 169. wo das Wort Nachahmung groß gedruckt ist.

voraus setzen darf, daß meine Leser bey einer Vergleichung dieses selbst finden werden, so kann ich mich auch schon darauf verlassen, daß ihr Satz, das Wort Nachahmung zeige schon, daß das Muster nicht erreicht sey, widerlegt ist. Nichts ist gewisser, als daß der Herr von Kleist aus dem Thomson eben so viel nachgeahmet hat, als ich aus seinem Gedichte; und nichts ist zu gleicher Zeit bekannter, als daß der Frühling des Herrn von Kleist ein vortreffliches Gedicht ist, welches man dem Thomsonischen ohne Bedenken an die Seite setzen kann.

Da es den Verfassern gefallen hat, mein Gedicht bloß zu einer Nachahmung zu machen; so verwundere ich mich noch mehr darüber, daß sie nicht das Original in dem Windsor Forest des Pope gefunden haben! Unstreitig sind mehr und weit längere Stellen aus diesem nachgeahmet. Sonst scheint auch alles in ihrer Beurtheilung nicht völlig übereinzustimmen. Erst war mein Gedicht fast nichts anders, als eine Nachahmung des vortrefflichen Frühlings, und hernach wird gesagt, der größte Theil meiner Gemälde sey vom Pope, Thomson, Kleist und andern Dichtern entlehnet: Diese sind Horaz und Ovid. Ich muß es gestehen, wenn ich auch diese kleine Zweyzün-

gigkeit übergehe, daß ich doch das Lob auf keine wahrscheinliche Weise erwartet hatte, daß viele schöne Stellen in dem Gedichte wären, und daß es vielleicht durchgehends schön werden könnte: von einem Gedichte, das fast nichts als eine Nachahmung ist, dessen meiste Gemälde aus andern Dichtern entlehnet, und zwar dergestalt entlehnet sind, daß man sich dieselbe nicht zu eigen gemacht hat? Und zumal, wenn man aus dem Worte Nachahmung schon schließen muß, daß das Muster nicht erreicht ist? — Das begreife ich nicht!

Verschiedene von den einzelnen Stellen haben die Verfasser mit gutem Grunde getadelt, und ich habe nichts dagegen zu erinnern. Bey andern aber gestehe ich noch meinen Zweifel. Das Gemälde

An diesem Rosenbusche, den tiefe Still umfängt,
Um den ein Kranz von Buchen, die breiten Zweige hängt,
Der hier Gerüche haucht, und von bemooßten Hügeln
Gebeugt den Teich beschaut, sein blühend Haupt zu spiegeln. ꝛc.

halte ich für sehr klar. Man darf sich nur in einem Buchwalde auf kleinen Hügeln an einem

nem See ein Rosengebüsch vorstellen, das auf den See herabhängt; so wird es nicht nur unnöthig, daß die Rosen über den Kranz von Buchen mit breiten Zweigen hinüber ragen, sondern auch sichtlich unmöglich. Sie können sich also sehr gut in dem See spiegeln, ohne nur ein Blatt von den Buchen zu berühren. Ich wundre mich, daß mein Kunstrichter dieses Bild nicht hat zurechte setzen können; man darf es nur lesen, um alles ordentlich zu finden. Wenn man sich aber vielleicht unter den bemooßten Hügeln Gebirge, und nicht vielmehr nur ein höheres hervorragendes Erdreich denkt, so bin ich entweder nicht Schuld daran, daß wir eine solche Erhöhung nicht anders, als einen Hügel nennen können, oder nicht Schuld, daß mein Beurtheiler sich einen falschen Begriff von dem Hügel gemacht, und hier lieber das Unmögliche in die Erklärung hat bringen wollen, als das Natürliche. Sonst ist dieses Bild wirklich nach der Natur gemalt. Sollte übrigens diese Rechtfertigung noch einige Dunkelheit übrig lassen, so wird die am Ende dieser Vorrede abgedruckte Vignette alles erklären. Der Kupferstecher hat sie nach den vier streitigen Zeilen gezeichnet, die meinem Kunstrichter so schwer werden, zurecht zu setzen.

* * *

Eine andre Stelle:

sichtbar ist die Stille,

wo der Kunstrichter das Beywort sichtbar für übelgewählt hält, ist meines Erachtens mehr als untadelhaft, und drückt vollkommen meinen Gedanken aus. Vielleicht hat derselbe nicht darauf gemerket, daß hier von einer Stille die Rede ist, die ins Gesicht fällt. Ich bin in der That der Meynung gewesen, daß dieses eine der glücklichsten Beywörter in dem ganzen Gedicht sey; und der Meynung bin ich noch itzo. Da es meinem Beurtheiler nicht gefallen hat, das Gegentheil zu erweisen; so will ich wenigstens meine Gründe sagen, warum ich glaube, daß er sich in der Beurtheilung dieses Ausdrucks geirret hat. Ich will hier gar nicht behaupten, daß die ganze Stelle im Zusammenhange glücklich gerathen sey: die Rede ist hier bloß von dem Beyworte sichtbar. Es wird hier die Zeit vor Sonnenaufgang beschrieben, ehe sich der Morgenwind, der seine natürlichen Ursachen hat, erhebet. Alles ist zu der Zeit stille. Ich rede aber hier nicht so wohl von der Stille, die ich ein Schweigen nennen könnte, oder von dem Mangel an Bewegung, in so fern sie einen Schall hervorbringt, der freylich nicht für das Gesicht, sondern für das Gehör gehört; sondern von dem

Man-

Mangel der Bewegung der Gegenstände, die ich um mich sehe, ohne auf den Schall zu sehen; eine Stille, wo nichts sich reget, wo die Wälder nach der Sprache der Dichter noch schlummern, und wo man keine Bewegung siehet. Von dieser Stille ist die Rede; und diese ist ganz eigentlich eine sichtbare Stille. Ich konnte nämlich sehen, daß kein Laub, kein Halm, daß nichts sich bewegte, was auf dem Felde beweglich ist. Wer an einem stillen Abend oder Morgen auf einem freyen Felde diese Stille bemerkt hat, der wird es empfinden, daß das Beywort mehr als richtig, daß es ausdrückend ist, und gleichsam wie Brebeuf sagt, ins Auge mahlt. Wenn ich hier etwa von dem Schweigen der Gesänge der Vögel, oder überhaupt solcher Dinge geredet hätte, die nur den Sinn des Gehörs afficiren können, so würde ich meinem Kunstrichter völlig Recht geben; und es würde lächerlich seyn, Sachen dem Gesichte zuzuschreiben, die für das Gehör gehören. Ich glaube nicht, daß diese beyden Stellen noch Zweifel erregen können, und bin in der That so dreist, zu behaupten, daß mein Kunstrichter sich übereilet hat.

Wider den Tadel des Fragments eines Gedichts habe ich nichts zu erinnern; aber ich

glaube nicht, daß mein Beurtheiler mir alle Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen, die ich, ohne Unbilligkeit fordern konnte. Ich konnte fordern, daß er, so wie überhaupt von allen dreyen Gedichten, also auch insbesondere von diesem entweder die Strenge milderte, oder wenigstens das aus meiner Vorrede angeführte, was ich selbst zu ihrer Entschuldigung gesagt hatte. Von allen gestund ich aufrichtig, daß sie noch nicht zur völligen Reife gekommen wären: und wollte mein Beurtheiler fragen, warum ich nicht so lange gewartet hätte, bis sie reif geworden wären? so bin ich einmal nicht verbunden, ihm deswegen Rechenschaft abzulegen; und zum andern, wäre ich zu eben dieser Fage gegen ihn berechtiget, da ich glaube, bewiesen zu haben, daß sein Tadel nicht allenthalben gegründet ist: denn der Schriftsteller und sein Kunstrichter haben, keiner vor dem andern, einiges Recht voraus. Die Antwort auf diese Frage, warum ich nicht die völlige Reife der Gedichte erwartet hätte? könnte diese seyn, eben aus der Ursache, warum er sich mit seinem Urtheil übereilet hat. Allein wenn er auch das Recht behält, nach aller Strenge zu urtheilen, gesetzt auch, daß ihm der Schriftsteller schon zuvor gekommen ist, welches ich gern zugeben will; so ist er doch verbunden, das Urtheil

theil des Verfassers selbst mit anzuführen; und das ist eine Tugend eines Kunstrichters, die ich die Aufrichtigkeit nennen würde. Das Fragment hatte vor allen andern dieses verdienet: ich nenne es nur einen Versuch, den ich deswegen bekannt machen wollte, weil ich gern das Urtheil des Publici davon wissen möchte, und gestehe ausdrücklich, daß es noch nicht zu seiner Reife gelanget sey. Wenn es noch nicht gedruckt wäre, so würde ich um dieses Urtheil gewiß kein Publicum gefragt haben; denn ich sehe es völlig ein, daß es schlecht ist. Es ist indeß wirklich ein Fragment aus einem großen Gedichte, das schon zween Gesänge ausmachte; und beyde Gesänge waren eine Jugendprobe. Ich hätte sie nicht drucken lassen, und da sie gedruckt war, hätte sie mein Kunstrichter nicht so ausführlich beurtheilen sollen. Von einem schlechten Gedicht, das die Jahre entschuldigen müssen (denn es ist völlig schon vor zehen Jahren aufgesetzt, welches einige meiner alten Freunde wissen) waren zwey Worte zureichend. Wenn der Kunstrichter diesen Umstand nicht wissen konnte, so bleibt es doch wenigstens unbegreiflich, wie sich einige seiner bittern, wenigstens beißenden Ausdrücke mit der Achtung (denn ich bin zu bescheiden, das in dieser Bibliothek gebrauchte Wort zu wiederholen) vergleichen lassen,

der er mich öffentlich versichert? Sollte man nicht glauben, wenn man die Seiten 174. 176. 77. lieset, daß seine Achtung für mich nicht grösser wäre, als für einen schlechten Dichter? Die elenden Reime haben die Kraft, die bösen Geister zu erschrecken, und meine Jugendprobe mag eine Menge von diesen Reimen haben, das will ich gern einräumen; aber wie alsdenn mein Kunstrichter solche Reime, dergleichen in dem Siege des Liebesgottes häufig sind, in vortreffliche verwandeln kann, dafür lasse ich ihn allein sorgen! Es findet sich in dieser Sammlung eine Beurtheilung dieses Gedichts, die von meinem Freunde herrühret, und vielleicht Nachdenken erwecken kann. Diejenigen Leser, die so urtheilen sollten, wie er, werden einige Mühe haben, diesen Wiederspruch in der Bibliothek zu erklären.

Da ich überhaupt aufrichtig gestanden habe, daß ich dieses Fragment im ganzen so wohl als sehr vieler schlechter Stellen wegen, verwerfe, so darf ich doch auch bekennen, daß ich verschiedener einzelnen Gedanken und Ausdrücke mich in einem andern Zusammenhange noch itzo nicht schämen würde. Ich schäme mich derselben wirklich so wenig, daß ich hier einige dem Leser vorzulegen wage, um

✡ ✡ ✡

ihm die Entscheidung zu überlassen, ob er sie für Verse hält, damit mein Beurtheiler Geister erschrecken könnte. Wenn Satan von dem Untergange der ersten Welt durch die Sündfluth sagt:

— — — Da sah ich aus der Ruh,
Als im Triumph, dem Schiffbruch der ganzen
Schöpfung zu:

Und wenn er an einer andern Stelle sagt:

Hier will ich ihren Staub (der Ebräer) in Wirbelwinden jagen,
Und durch den Himmel streun, und dann zum Donnrer sagen:
Errette die Ebräer, nimm endlich diesen Raub
Der Macht der Hölle wieder, und wecke diesen Staub!

So halte ich diese Gedanken nicht für solche, womit man Geister verjagen könnte, ob gleich der letzte nachdrücklicher und kürzer hätte ausgedruckt werden können. So lange unter vielen mittelmäßigen Versen noch verschiedene gute sind, so lange dünkt mich, könnte ein Kunstrichter seine Ausdrücke gegen die ersten wohl etwas mäßigen; zumal wenn der Verfasser derselben in einem Vorberichte nicht undeut-

deutlich zu verstehen giebt, daß er nicht gern nach diesen beurtheilet seyn möchte; und wenn man von demselben sonst schon mehr Proben von guten als von schlechten Versen hat.

Ich verlange hiemit ganz und gar nicht, daß er guter Verse wegen die schlechten billigen soll; aber giebt es zwischen beißendem Spott und zwischen falschem Lobe gar kein Mittel? Kann man nicht seinen Mißfallen durch Ausdrücke zu verstehen geben, die das Gewissen des Kunstrichters unschuldig erhalten, ohne den getadelten Verfasser zu beleidigen? Oder wenn mein Beurtheiler so sehr zärtlich in diesem Stücke ist, daß er glaubet, er müsse jeden Grad seines Mißvergnügens in einem gemäßen Grade des Eifers und der Satyre ausdrücken, so will ich ihn auch diese Regel gern ausüben lassen; doch dann sollte er eben so gewissenhaft seyn, sie gegen jedermann auszuüben. Man müßte wirklich etwas blind seyn, wenn man nicht gegen gewisse Personen in dieser Bibliothek, eine Partenlichkeit merkete, die nur gar zu sehr in die Augen fällt. Wenn Herr Uz vortrefflich, und sein Sieg des Liebesgottes ein Original genannt wird, ein Gedicht, dem nichts weniger als der Plan fehlt, worinn

* * *

alles am unrechten Orte stehet, und das eine Menge von schlechten Versen hat; wenn er allenthalben unter dem Namen eines vortrefflichen, eines Dichters von der ersten Größe vorkommt, es mag von seinen lyrischen Gedichten die Rede seyn, wo er diesen Namen verdient; oder von seinem Siege des Liebesgottes, der gewiß nichts mehr, als mittelmäßig ist, oder von seinen Briefen, die nicht vortrefflich, ob gleich gut, oder auch wohl artig sind, so muß man gegen diese Zärtlichkeit des Gewissens in der That etwas zweifelhaft werden. Ja wenn man das Urtheil des Kunstrichters von Herrn Zachariä Tageszeiten, das ich, ohne hier etwas von ihrem Werthe oder Unwerth ausmachen zu wollen, wahrhaftig zehenmal höher schätze, als den Sieg des Liebesgottes, mit diesem allgemeinen Lobe des Herrn Utz vergleichet; wenn Herr Wieland kaltsinnig, der bekannte Herr Wieland, und Herr Utz ein Dichter von der ersten Größe genannt wird; eine augenscheinliche Disproportion der Beywörter, da Herr Wieland in seiner Art wenigstens gewiß so vortrefflich ist, als Herr Utz in der seinigen; und wenn sich der Herr Verfasser des letzten gegen den ersten mit einem solchen Eifer annimmt, da er für den einen

so

so viel Billigkeit haben sollte, als für den andern; so siehet man eine Ursache, warum Herr Utz so wohl als Verfasser der lyrischen Gedichte, wie des Sieges des Liebesgottes gleich ewig seyn soll. Was Herr Utz in seinen Briefen behauptet, und noch mehr, was er in seinem Liebesgott sagen läßt, verdiente gewiß eben so wohl einer Censur, als der heftige Angriff des Herrn Wieland, den ich so wenig billige, als der Herr Verfasser; aber die Waage muß auf beyden Seiten gleich seyn; und warum ist er so gütig gegen den ersten, daß er es nicht gänzlich entscheiden will, ob Herr Utz nicht ein wenig zu weit gegangen sey, da er in einem ganz andern Tone gegen den Herrn Wieland redet? Ich tadele bey weiten die Mäßigung nicht; ich will nur zeigen, daß der Kunstrichter sehr mäßig seyn kann, — wenn er will. Der hamburgische Correspondent hat schon überhaupt die Anmerkung gemacht, daß die Verfasser lieber tadeln, als loben. Sie gestehen dieses selbst: aber glauben sie denn etwa, daß es schwerer sey, Fehler zu entdecken, als Schönheiten aufzuklären; daß sie sich so vest einbilden, sehr wohl zu thun? Sie legen ihrem Leser die Fehler vor, und setzen voraus, daß er die Schönheiten selbst schon einsehen werde:

de: das heißt das Leichtere lehren, und das Schwerere voraus setzen.

Doch ich erinnere mich erst itzo, daß ich nicht den Beruf habe, für andre zu reden. Von mir allein sollte ich geredet haben. Wer diese kleine Ausschweifung so auslegen will, als ob ich die Urtheile der Verfasser der Bibliothek verdächtig machen wollte, weil meine Eigenliebe sich beleidigt dünkte, und weil ich durch Gründe nicht beweisen könnte, daß mir Unrecht geschehen sey; der mag bedenken, daß ich durch das Urtheil derselben weit mehr gewinne, als verliere; daß ich aufrichtig Fehler gestanden habe, wo ich ihren Tadel für gegründet halte; daß ich einige Stellen, wo ich das Gegentheil glaube, vertheidiget habe; und wenn dieses alles noch nicht genug ist, daß ich öffentlich meine Tadler meiner Hochachtung versichere, und ihre Schrift für eine der besten kritischen Schriften halte, und mit der größten Begierde lese. Verfasser können zu gewissen Stunden arbeiten, wo sie nicht sollten, und Fehler begehen; dieses gestehe ich von mir: und Kunstrichter können sich in ihrem Tadel irren; das müssen die Verfasser der Bibliothek gewiß an ihrer Seiten

ten bekennen: und wenn jene parteyisch gegen sich und für ihre Schriften sind; so sind es auch Kunstrichter gegen ihre Freunde und ihr Urtheil:

Authors are partial to their wit, tis true;

But are not Critics to their Judgment too?

Brie-

Briefe.

Mein Herr!

Sie mögen mir glauben oder nicht, Utzens Gedicht, den Sieg des Liebesgottes, halte ich für ein sehr mittelmäßiges Gedicht; so sehr mir sonst seine lyrischen Gedichte gefallen. Ich wollte ihnen wohl einen allgemeinen Beweis, der so gut ist, wie zehen andre, ins Ohr sagen, wenn ich nicht wüßte, daß sie es für einen bloßen Einfall halten würden. Wollen sie ihn wissen? — Was schadet es, wenn sie nicht wollten! Ihre Freundschaft gegen mich wird deswegen nicht unterbrochen werden, weil ich ihnen einmal zuwider bin. — Dieses Gedicht ist so mittelmäßig,

daß es in dem Neuesten der anmuthigen Gelehrsamkeit prächtig gerühmet ist! — Das ist indeß eine viel zu harte Strafe des Herrn Utzens für ein mittelmäßiges Gedicht! — Ich will also gern glauben, daß ihm vielmehr einige Zeilen wider unsre erhabene Dichter, die den Engländern nachahmen, als sein ganzes Gedicht, dieses harte Urtheil, das Lob im Neuesten, zugezogen habe: aber dann muß man auch gestehen, daß er es für diese Zeilen verdienet hätte. — Aber ich bin immer zu wortreich, sagen sie: gut! ich will kürzer seyn — wenn ich kann. Und deswegen sage ich ihnen, so kurz, als möglich, das Gedicht ist mittelmäßig.

Ich habe ihnen schon ehemals dergleichen gesagt; aber sie sind ein wunderlicher Mann; sie wollen immer Gründe wissen. Beständig rufen sie (verzeihen sie mir diese Vergleichung, die wirklich ein Compliment seyn soll), Gründe! Gründe! Gründe! wie der Geizige beym Moliere, Geld! Geld! Geld! Immer muß man sich erst vier Wochen bedenken, ehe man gegen sie etwas behaupten kann. Mein Gott! das ist ein Elend für Leute, die so gern viel sprechen, wie ich, und die meisten unsrer neuesten Kunstrichter! und wer einmal diesen Naturfehler hat, der müßte wenigstens das Alter eines Methusalems erreichen, wenn er sich nur

acht Tage auf alles bedenken sollte, was er in einer Stunde spricht. — Diesesmal glaube ich indeß, daß ich mich völlig bedacht habe. Wenigstens habe ich so viel Zeit gehabt, daß ich den Sieg des Liebesgottes zwölfmal hätte lesen können, wenn ich nur eben so viel Geduld gehabt hätte! Zweymal habe ich ihn aber wirklich gelesen, — und diese zweymal, das können sie versichert seyn, mit aller Aufmerksamkeit. Das werden sie endlich wohl aus meiner Critik hören, wenn sie es sonst nicht glauben wollten. — Ehe ich mich versehe, ist schon wieder ein Blatt voll! Nun will ich auch augenblicklich anfangen zu lästern, wie sie sagen; ich möchte sonst dazu nicht Raum und Zeit genug übrig behalten.

Herr **Utz** hatte dieses Gedicht bey der ersten Ausgabe eine Nachahmung des Lockenraubes genannt. Es ist wirklich eine Verbesserung, daß er ihm bey der zweyten Ausgabe diesen Namen wieder genommen hat: denn Schönaichs Herrmann kann der Iliade nicht unähnlicher sehen, als der Sieg des Liebesgottes dem Lockenraube. Absicht, Handlung, Charaktere, Erfindung der Maschinen, und so gar die Art der Dichtkunst, worunter beyde gehören, haben nicht die geringste Aehnlichkeit. Es hätte eben so gut eine Nachahmung der Aeneis, als des Lockenraubes

heißen können. — Aber ist es nicht genug, daß Herr Utz diese Unähnlichkeit selbst bemerket, und seinem Gedichte den Namen wieder entzogen hat? Freylich, es ist genug; ich führe es aber nur deswegen an, um ihnen zu zeigen, wie wenig der Verfasser seiner eignen Arbeit den eigentlichen Namen zu geben wußte, und (merken sie dieses), daß er wirklich die Absicht hatte, den Pope nachzuahmen. Ich wollte ihnen auch hier gern zeigen, wie parteyisch zuweilen die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften sind. Ein Gedicht, worinn der Verfasser gewiß unglücklich nachgeahmet hat, und es ausdrücklich sagt, daß er nachahmen wollen, nennen sie ein Original, und andre Gedichte, worinn gewiß viele Stellen wenigstens glücklich nachgeahmet sind, obgleich der Verfasser nicht sagt, daß er nachahmen wollen, wird der Nachahmung wegen getadelt. Erlauben sie mir, daß ich ihnen ihre Worte vorlege; sie sind bey Gelegenheit ihres Schooshundes geschrieben. „Herr Utz hat in seinem „Siege des Liebesgottes so viel eigenes ein„geflochten, daß man ihn mit Recht ein Origi„nal nennen kann„. Wenn es nur darauf ankömmt, daß man selbst erfinde, ohne darauf zu sehen, wie man erfunden hat, um ein Original zu dichten, so gestehe ich gern, daß die Herren Verfasser von dem Siege des Lie=

Liebesgottes noch zu wenig sagen. Herr Utz hat nicht nur viel eigenes eingeflochten; das ganze Gedicht, vom Anfange bis zum Ende, gehöret ihm allein. Aber kann man das schon mit Recht ein Original nennen? ohne in seiner Art vortrefflich zu seyn, kann kein Gedicht ein Gedicht heißen, folglich auch kein Original seyn:

Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto.

Wenn diese Regel aufgehoben wird, so ist das **Picknick**, oder der **Baron**, eben so gut ein Original.

Aber die Frage ist noch streitig, ob der Sieg des Liebesgottes nicht ein vortreffliches Gedicht sey? Gut! ich will sie so lange streitig seyn lassen, bis ich das Gegentheil gezeigt habe; und dann verdienen die Herren Verfasser der Bibliothek Dank von dem Herrn Utz, daß sie ihm ein Compliment gemacht haben; wir aber werden es künftig wissen, wie weit wir uns darauf verlassen können, wenn sie ein Gedicht ein Original nennen, und ein anders nicht! Glauben sie nicht, daß ich ihnen hiemit ein Compliment machen will; die Schmeicheley ist nicht mein Fehler, und ich bin zu sehr ihr Freund, und zu sehr überzeuget, daß sie keines falschen Lobes bedürfen, als daß ich ihnen sagen sollte, ihr

Schooshund sey ein Original. Erinnern sie sich an das, was ich darüber ihnen ehedem wohl mündlich gesagt habe. Abermal eine Ausschweifung! — Nun, ich schreibe ja keine Dissertation; ich schreibe einen Brief!

Ich will die Handlung, den Plan, die Form, und die Sprache des Gedichtes untersuchen, und nichts erschleichen. Unter was für eine Gattung von Gedichten soll ich den Sieg des Liebesgottes setzen? Wenn ich den Verfassern der Bibliothek glauben soll, so gehöret es unter die komische Heldenpoesie. Aber so leichtgläubig bin ich nicht! Das komische Heldengedicht erfordert eine Nachahmung des ernsthaften Heldengedichtes, in so vielen Zügen, als es die andre Absicht, eine Handlung lächerlich vorzustellen, leiden kann: Es erfordert durchaus eine Vorstellung der lächerlichsten Seiten einer kleinen Handlung; das ist es, was ein gewisser Verfasser einer englischen Scribleriade in der Vorrede sagt*), das ist es, was

*) Der Verfasser dieses Gedichts nennet sich Richard Owen Cambridge. Ich zweifle aber, ob sein Gedicht, welches den Titel hat: The Scribleriad: an heroic Poem in six books, 1752. sehr bekannt geworden sey, und wenn es

was Sommerwile fordert *), das fordern alle Kunstrichter, das fordert der Begriff. Wie wenig aber Herr Utz das Heldengedicht nachgeahmet habe, und wie wenig lächerlich seine Handlung vorgestellet wird, das kann derjenige sagen, der es weis, wie weit lächerlicher eine kleine Handlung schon durch das bloße Ansehen der Hoheit einer Heldenhandlung wird, wenn eine Meisterhand den Held und den Harlequin vereinigt; der es ferner weis, wie ein Meister die kleinsten Umstände zu finden, und, so zu reden, mit der Posaune auszublasen weis; der das Komische, wie Bruyere sagt, an der Seite des Ernsthaften zu erhaschen versteht, ohne beydes zu vermischen: und dann den Sieg des Liebesgottes lieset. Es ist nicht möglich, mein Herr, diese feine Kunst in Regeln zu zergliedern; aber diese Regel, dünkt mich, ist offenbar, und fließet aus dem Begriffe des komischen Heldengedichtes selbst, daß man eine kleine Handlung so groß vorstellen muß, als möglich ist. Sagen sie mir nun, ist dieses in dem besagten Gedichte geschehen? Hat es, außer ei-

es bekannt geworden ist, ob es sehr großen Beyfall gefunden habe. Siehe davon die Gedanken von der komischen Heldenpoesie.

*) S. die Vorrede zu den scherzhaften epischen Poesien von Zachariä.

nigen Zügen, die zudem noch schwach ausgedrückt sind, etwas ähnliches mit dem ernsthaften Heldengedicht? Ich finde weiter nichts von einem epischen Gedichte darinn, als eine Anrufung an die Liebe, einige Gleichnisse, und, wenn sie wollen, die Maschine des Amors. Wenn aber diese Anrufung, diese Gleichnisse, und ein Amor, ich will nur sagen, die äußere Form eines Heldengedichts ausmache, so soll nicht viel fehlen, daß ich nicht die meisten Oden und Lieder zu epischen Gedichten machen will. Da ist nichts ähnliches mit dem Hohen, dem Großen, dem Pathetischen, das in dem Heldengedichte herrschet; da sind keine Anstalten, die das Ansehen der Wichtigkeit haben, keine Nachahmung der Affekten, keine komische Charaktere, und Sitten, die, so komisch sie sind, doch in ihrem Ausdruck ihre erforderliche Aehnlichkeit mit dem Charakter und den Sitten der Helden hätten. Die Handlung ist schlechterdings erzählet, ohne die ähnliche Mannichfaltigkeit der Umstände, der Verwickelung, der Zufälle, der Hitze, wenn ich so sagen darf, zu haben, die sie auch noch immer als eine komische kleine Handlung haben kann, und haben muß: und man will, ich soll glauben, es sey eine Art eines Heldengedichts? Erinnern sie sich an alle komische Heldengedichte, die diesen Namen richtig führen: denn ich zweifle nicht, daß sie dieselben

gelesen haben werden; was für Anstalten machen die Verfasser, welch einen Lärm um den nichts bedeutenden Ausgang ihrer kleinen Handlung, die an sich selbst keinen Einfluß hat, das Ansehen eines wichtigen Einflusses zu geben! Die Mäuse kündigen den Fröschen den Krieg an: sie senden einen ordentlichen Herold*), mit dem Heroldstab in der Hand, an sie ab. Man hält Rath, man redet sein Volk an, man ermuntert es zur Tapferkeit. Alles ist in Bewegung, alles rüstet sich; so gar läßt Homer Frösche und Mäuse sich mit Waffen versehen; die Götter halten Rath; Mars selbst getrauet sich nicht, sich in das fürchterliche Treffen zu mischen, und Jupiter schlägt vergebens mit einem Blitze darzwischen**). Was für Anstalten machet Boileau, um den Pult wieder fortzuschaffen! Wie viele Affekten setzt er erst in Bewegung***), wie viel Muth gehöret dazu, eine so wichtige Sache auszuführen! Wie heldenmäßig

*) Κῆρυξ ἐγγύθεν ἦλθε, φέρων σκῆπτρον μετὰ χερσί.
Aus der Nähe erschien ein Herold, den Stab in der Rechten.

**) Ὣς ἄρ' ἔφη. Κρονίδης δ' ἔβαλε ψολόεντα κεραυνόν.
Er sagts. Ein rauchender Keil, vom Sohn
des Saturnus geworfen,
Traf unter sie — —

***) Siehe den Lutrin.

mäßig führet Pope*) seinen Lockenraub aus! Welch ein Krieg! die Erde zittert, der Olymp ertönet davon. Eben diese Anstalten finden sie beym Buttler, in der Pücelle des Voltaire; und Zachariä hat wenigstens eine Menge von dergleichen Zügen, die ich eigentlich komisch-

*) Siehe das fünfte Buch des Haarlockenraubes. Er vergleicht das Gefechte mit den Gefechten, die Homer erzählet:

——— all Olympus rings with loud alarms:
Jove's thunder roars, heav'n trembles all around,
Blue Neptune storms, the bellowing deeps resound:
Earth shakes her nodding tow'rs, the ground gives way,
And the pale ghosts start at the flash of day!
Der ganze Olympus ertönt vom lauten Aufruhr, der Donner
Jupiters kracht, und weit umher erzittert der Himmel,
Der blaue Neptunus stürmt, die wiederhallenden Tiefen
Brausen, die Erde schüttelt die wankenden Thürme, der Boden
Reißt, und die blassen Geister erschrecken vorm Strahle des Tages.

mischepische Züge nennen kann; vornehmlich im Renommisten; und ohne ihnen ein Compliment zu machen, sie haben sie auch. Ich muß ihnen einige aus dem Zachariä hieher setzen, weil ich glaube, daß diese Exempel meinen Gedanken alles Licht, und mit demselben die Gewißheit geben werden, die sie nöthig haben.

Im Renommisten finde ich die stärksten vornehmlich da, wo der Dichter den Sturm der Schaarwache beschreibt; und dieses ist ein Meisterstück des komischheroischen:

——— Still waffnet sich das Heer,
Die dürre Lanze klingt, der Panzer rauscht daher,
Und endlich speyt das Thor die fürchterlichen Haufen
Aus seinem schwarzen Schlund, und die Jenenser laufen.

Und das schien dem Dichter noch nicht Anstalt genug zu seyn; er ruft die Muse noch an, zum Zeichen, daß ihm die Arbeit allein zu schwer war:

O Muse! melde mir die Helden und die Namen,
Die in der eisern Schlacht zuerst zum Fechten kamen!

Der ganze Gesang ist, einige schwächern Zeilen ausge-

ausgenommen, ein Meisterstück. Wie gefallen ihnen diese beyden Zeilen: Martin Dampf hatte einen Schlag empfangen:

Er fiel vom Schmerz betäubt: man schleppt ihn
aus dem Kampf:
O unglücksvolle Nacht! o armer Martin Dampf!

Im Vorbeygehen, wenn alle Gesänge so schön wären, wie diese und viele andre Stellen sind, und wenn Herr Zachariä überhaupt lieber diesen Sturm der Schaarwache zu seiner Haupthandlung hätte wählen, als den ganzen Charakter des Renommisten beschreiben wollen, wobey er uns verschiedene niedrige und ekelhafte Scenen ersparet hätte; wenn er bedacht hätte, daß ein ganzer Charakter unmöglich eine einzige Haupthandlung geben kann, so würde dieses Gedicht ein vollkommnes Meisterstück geworden seyn. Ich wollte ihnen mehr Stellen anführen, wenn diese nicht zu meiner Absicht genug wäre.

Ich bemerke in diesen Stellen überhaupt zweyerley; das Große und Epische, das dem Komischen keinen Schaden thut, sondern es vielmehr unterstützet; und das Komische, das dem Epischen nichts benimmt: ich will sagen: die Kleinigkeiten der Materie leuchten überall hervor,

vor, ohnerachtet sie in königlicher Tracht eingekleidet sind. Der Einkleidung an sich selbst fehlet nichts, als die Würde und Hoheit ihres Körpers, so könnte sie mit Anstand eine Stelle in einem wahren Heldengedichte einnehmen; und wenn man das Kleine, das Komische der Materie von der Einkleidung trennet, so gehört es mit Recht in die Komödie. Sehen sie den Harlequin und den Held! Wenn sie zum Exempel den zuletzt angeführten Stellen aus dem Renommisten, die Würde der Person und der Materie geben; wenn sie einen Kampf zwischen wahren Kriegern daraus machen; statt einen Schaarwächter, Martin Dampf, einen Turnus, oder einen andern Held wählen, und ihn ernsthafter verwunden lassen, so dürfen sie fast kein Wort verändern, und ich behaupte, die Stelle wird episch. Sagen sie, zum Exempel, von diesem verwundeten Helden:

Er fiel vom Schmerz betäubt; man trug ihn aus dem Kampf.
O unglücksvolle Nacht, beklagenswerther Fall!

Finden sie noch das Komische darinn? ich gewiß nicht! Nehmen sie nun aber die erhabenste Stelle aus der Ilias, setzen sie in die Stelle des Helden, eine komische Person, in die Stelle einer Heldenthat, eine ganz kleine komische Handlung; dann behaupte ich, die erhabene Stelle

wird

wird sich vortrefflich ins komische Heldengedicht schicken. Exempel darf ich ihnen hievon nicht zeigen: Pope, Boileau und Zachariä haben sie in Menge.

Wenn sie also kleine komische Handlungen, die an sich keinen Einfluß haben, mit eben der Hitze und in eben der Hoheit vortragen, als wenn sie die wichtigste Heldenthat vortragen; wenn sie sich aller poetischen Künste, aller Figuren bedienen, so werden sie den Ton eines komischen Heldengedichts treffen. Unter diesen Figuren muß man einige in der That umkehren: das Beyspiel ist die Gradation, deren Gegentheil, das Anticlimax, welches in ernsthaften Gedichten ein grober Fehler ist, und zum Bathos gehöret, in der komischen Heldenpoesie vortrefflich wird. In Absicht auf dieses Heldengedicht ist es aber kein Anticlimax, sondern ein wahres Climax. Die Handlung, oder das, was der Dichter in diesem Gedichte besinget, das ist, was er groß machen will, ist seine Hauptsache, und folglich das Wichtigste, das Größte für ihn, so unendlich klein es an sich, und außer dem Gedichte genommen, seyn mag. Wenn also dergleichen ans Ende der Gradation gesetzt ist, so ist in Ansehung des komischen Heldengedichts das Stärkeste, das Wichtigste am Ende der Gradation; folglich ist das Climax richtig, ob

es gleich außer dem Gedichte, oder in einem ernsthaften Gedichte ein wahres Anticlimax ist. Sehen sie hier ein Beyspiel aus dem Pope:

Sooner let earth, air, sea to Chaos fall,
Man, Monkeys, larpdogs, parrots perish all!

Die Erde, Luft und See, und Männer sind dem Dichter nicht so wichtig, als diejenigen Sachen, die mit seiner Materie, welche er besingt, in naher Verwandschaft stehen, und bey dem Frauenzimmer wichtig sind, nämlich Affen, Schooshunde und Papageyen.

Wenn ich hier von der ganzen Sprache eines komischen Heldengedichts, seinen Gattungen und Regeln reden wollte, so müßte ich einen Brief in ein Buch verwandeln. Aber wenn Herr Utz nur dieses einzige Allgemeine beobachtet hätte, daß er das Komische mit dem Erhabenen beständig zu vergleichen suchen mußte, so wollte ich sein Gedicht ein komisches Heldengedicht nennen. Ja, wenn er nur einige dem Heldengedicht ähnliche Hitze, so wohl in der Erfindung der kleinen Zufälle, als in dem Vortrage derselben beobachtet, nur einige dieser Figuren erhaschet hätte, so wollte ich sein Gedicht ein komisches Heldengedicht nennen. Er fängt schon gleich nicht wie ein komischer Heldendichter an:

Ich will den Liebesgott und seinen Sieg besingen
Den lorbeerwerthen Sieg! Selinden zu bezwingen
War aller Stutzer Wunsch, und groß der Widerstand;
Umsonst! sie ward besiegt, und Amor überwand.

Das ist nicht der Anfang eines komischen Heldengedichts; das ist frostig erzählet; und ein ganzer Gesang des Herrn Utz ist wahrhaftig nicht so viel werth, als diese beyden vortrefflichen Zeilen des Herrn Zachariä, womit er sein Schnupftuch anhebt:

Von Zwietracht, Zank und Haß, und unerhörten Dingen,
Von einem Schnupftuch soll die Heldenmuse singen.

Sehen sie da die Sprache eines Dichters, der uns gleich in zwo Zeilen alles sagt, wofür man ihn halten soll! Hier redet der epische und komische Dichter, und das Anticlimax ist vortrefflich.

Aber lassen sie uns doch den Anfang des Herrn Utz etwas näher betrachten. Der Dichter kündigt mir seine Handlung an, und ich sehe auch, daß er sie gern groß machen wollte; aber ich sehe es ihm zugleich an, daß es ihm sehr sauer

er wird, und doch nicht gelingt. Er sagt:

Ich will den Liebesgott und seinen Sieg besingen.

Den Liebesgott auch? Also vermuthlich seine ganze Geschichte; alles, was von ihm zu sagen ist? Nein, nur einen Sieg. Herr Utz hätte also sagen sollen:

„Ich will den Sieg des Liebesgottes besingen.„

Zwang des Sylbenmaaßes, Schweiß!

Die Handlung hat nicht den Schein der Wichtigkeit, die sie haben sollte; um ihr diesen zu geben, setzt er hinzu:

„Den lorbeerwerthen Sieg!„

Ist der Sieg dadurch nur im geringsten wichtiger geworden, daß er, wie alle andre Siege, Lorbeerwerth genannt wird? Wenn es etwa geheißen hätte:

Ich singe den wichtigsten Sieg den Amor erfochten!

So sehen sie den Augenblick die Sache weit wichtiger gemacht; sie sehen mehr Natur, Kürze und Hitze. Aber diese Erzählung: **Ich will den Liebesgott** 2c. hat, außer dem Fehler, daß sie frostig ist, auch den, daß sie unnatürlich, und gedehnt wird. Und nun weis ich noch

nicht, was es für ein Sieg ist: denn ob schon Herr Utz hinzu setzt:

—— —— Selinden zu bezwingen
War aller Stutzer Wunsch, und groß der Wider=
stand:
Umsonst! sie ward besiegt, und Amor überwand.

So ist dieses doch viel zu dunkel und räthsel=haft gesagt, daß ich gleich wissen sollte, der Sieg war über Selinde. Und wenn ich dieses er=rathe, so sehe ich deswegen noch nicht, warum der Sieg eben so groß war? Amor hat ja wohl eher ein Frauenzimmer überwunden! Herr Utz hätte mir also die Standhaftigkeit der Selinde erst erzählen sollen, ehe ich glau=ben kann, daß der Sieg wichtig war. Es ist wahr, er sagt, alle Stutzer hätten gewünschet, sie zu bezwingen; aber ich weis auch, daß ein bloßer Wunsch unmöglich siegen kann. Wenn sie mehr, als gewünscht, wenn sie das Herz der Selinde wirklich angegriffen hätten, so möchten sie vielleicht das ausgerichtet haben, was man von einem bloßen Wunsche un=möglich verlangen konnte. Aber wenn sie auch wirklich gegen alle standhaft geblieben wäre, so waren die Stutzer doch Menschen, und Amor war ein Gott! und wie konn=te das schon ein lorbeerwerther Sieg für einen Gott seyn, den bloße Menschen nicht hatten

erfech=

erfechten können? Das ist gerade so viel, als wenn ich die Stärke eines Mannes dadurch groß machen wollte, weil er einige Pfunde aufheben könnte, die ein Kind nicht heben kann. Von dieser Seite ist die Stelle sehr mittelmäßig; und wollen sie sie von der Seite einer schönen natürlichen Erzählung betrachten, so ist sie eben so schlecht. Natürlich sollte das Ganze so heißen: Ich will den herrlichsten Sieg Amors über Selinden singen, einer Schönen, die die heftigsten Angriffe aller Stutzer standhaft verlacht hatte. Aber das

—— —— Selinden zu bezwingen,
War aller Stutzer Wunsch, und groß ihr Widerstand:

ist dunkel, kalt und konnte nicht schwächer seyn. Der Wunsch der Stutzer konnte sie nicht bezwingen? ein standhaftes Mädchen, in Wahrheit! groß war ihr Widerstand? Aber noch bey weiten nicht groß genug: unüberwindlich hätte er seyn sollen. Und die seichte Wendung: Umsonst! wie gezirkelt!

Retten sie diesen Anfang, wenn sie können! Ich fordere alle Kunstrichter auf, mir zu zeigen, daß ich dem Herrn Utz Unrecht thue! Wenn das ganze Gedicht durchaus so gedrechselt und schwach wäre, so wenig episch, so wenig komisch,

so könnte es ein Uz unmöglich geschrieben haben. Ich verlange es nicht zu läugnen, daß schöne Stellen darinn sind: warum sollte ich dieses läugnen? Ich wünsche ja nur, daß das Ganze vortrefflich seyn möchte! Wenn es aber auch schöne Stellen hat, so sind diese doch nicht aus dem Gesichtspunkte schön, woraus sie schön seyn sollten; sie sind nicht komisch episch schön; ich weis nicht, ob ihnen dieser Ausdruck gefallen wird: aber mich dünkt, er sagt, was er sagen soll: und zudem sind sie wahrhaftig nur sparsam gesäet, und ich sollte beynahe glauben, daß dieser Wunsch:

Es müsse dieses Lied kein rauher Ton entehren,

der größte Wunsch des Dichters gewesen sey. Das kleine groß zu machen, darauf scheinet der Dichter gar nicht gedacht zu haben. Seine Gleichnisse wären für ein bloß erzählendes Gedicht noch nicht einmal schön, und für ein Heldengedicht sind sie so schwach, wie die meisten dramatischen Auftritte. Hören sie einige Zeilen aus einer Rede, und eine andre aus dem Zachariä dagegen: | Ein Stutzer sagt:

Zum Teufel! — — ich liebe ja zum Rasen!
Selinde weil sie selbst mein Feuer aufgeblasen,
So lieben sie mich bald: welch langer Widerstand!

End-

Endlich will er seufzen, es wird aber ein Ausruf; er declamiret:

Wer liebt so ehrfurchtsvoll! wie zärtlich ist mein Herze!

Das ist so kalt, als es unter den Polen nicht seyn kann, und was der eigentliche Fehler ist, wenn man ja sagen wollte, der Stutzer sollte etwas Kaltes reden, so ist es matt gesagt. Ist es zu bewundern, daß Selinde bey solchem frostigen Wunsche nicht warm wurde? Noch kälter hätte sie werden sollen, wenn Herr Utz die Natur beobachtet hätte. Bey diesen und unzähligen Stellen mehr, können wir weder lachen, noch weinen; und wenn wir sie lesen, so lesen wir sie, ohne im geringsten interessiret zu werden. Dennoch sollte ein komisches Heldengedicht uns zum Lachen bewegen. Was Horaz von dem tragischen Dichter sagt:

Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi.

das gilt in einigen Gattungen des komischen Heldengedichts von dem Lachen. Man kann fordern, lache du erst, wenn ich lachen soll! Sehen sie nun, wie Pope seinen Stutzer reden läßt:

O cruel nymph! a living death I bear,

und wie episch komisch sagt der überwundene Baron zu seiner Siegerinn:

Boast not my fall — insulting foe,
Thou by some other shall be laidas low.
Nor think, to die dejects my lofty, mind:
All that I dread, is leaving you behind!
Rather than so, ah let me still survive,
And burn in Cupid's flames — but burn alive.

So läßt Zachariä den Torf richtig reden, der dem Raufbold den Entschluß ausreden will, in die Schaarwache zu gehen:

—— Welch ein toller Geist schuf in dir den Gedanken,
Die Hölle zu besehn, mit Teufeln dich zu zanken?
Die Häscherstube gleicht dem finstern Höllenreich,
Sie selber, glaube mir, sind wilden Teufeln gleich.
Ein Harnisch, den noch nie ein Riesenschwerdt durchhauen,
Und Stangen waffnen sie, und senden Furcht und Grauen
Vor ihren Schritten her.

Ich habe nur den Voltaire nicht bey der Hand, sonst wollte ich ihnen eine Stelle aus den Amerikanern hieher setzen, die einen sehr ähnlichen Schwung hat. Sie dürften nur etwas darinn verändern, so würde es eine gute tragi-

tragische Uebersetzung werden. Schlagen sie die Amerikaner nach; vielleicht finden sie die Stelle selbst. Ein Amerikaner, wo nicht Alzire selbst, widerräth darinn dem Zamor, daß er sich mit den Spaniern nicht aufnehmen möchte.

Sonst lassen sie mich auch bey dieser Gelegenheit noch dieses anmerken, daß Herr Zachariä nicht allzeit in seinen Reden gleich glücklich ist. Zuweilen ist er bloß komisch, und er sollte zugleich episch, oder wenn sie wollen, tragisch seyn: Aber er hat vortreffliche Stellen, und zwar auf mancher Seite mehr, als Herr Utz in seinem ganzen Gedichte; das getraue ich mir zu beweisen, wenn jemand den Beweis fordern sollte. Eben so sind die Reden in allen den besten komischen Heldengedichten, die ich vor schön halte; und so müssen sie nach dem Begriffe dieser Dichtungsart seyn.

Nun noch ein Paar Gleichnisse aus dem Utz. Eines steht S. 174. Der Stutzer hat an seine Weste eine trockne Rede gehalten, worinn er sie bittet, ihm im Siege beyzustehen: dann, sagt er, will ich dich öfter, als Selindens Lippen küssen, und dir den Platz bey Orpheus Leyer anweisen! Nach dieser Rede besieht er die Baukunst seiner Locken, und wird so unerschrocken:

Als unter Feinde sich der feige Neger drängt,
Wenn ihm des Priesters Hand geweiht Papier
umhängt.

Daß das Gleichniß gesucht ist, das räume ich ihnen ein; auch, daß es einen lächerlichen Umstand in sich fasset; aber seinen Held mit einem schlechten Neger vergleichen, das heißt ihn nicht groß machen; zudem, wie konnte er auf das Umhängen des Papieres von einem Priester kommen, wer war denn sein Priester, der ihm die Haare umgehangen hatte? Wie passet das Gleichniß? Wir wollen einmal setzen, Amor hätte seinem Gesichte etwa eine neue Reizung gegeben, so könnte ihn der Dichter unerschrocken werden lassen, und ihn mit dem Neger vergleichen, der deswegen unerschrocken ins Treffen geht, weil ihm sein Priester ein geweihtes Papier umgehangen hatte. Dann aber wäre das Gleichniß nichts mehr, als richtig, noch gar nicht schön; um dieses zu seyn, müßte derjenige, womit er seinen Stutzer vergleicht, eine größere, wichtigere Person, als ein elender uninteressanter Neger seyn, mit einem Worte, sie müßte epischer seyn. Was meynen sie, wenn er ihn mit dem Patroklus verglichen hätte, dem Achilles seine Waffen anzog; wenn es etwa so geheißen hätte; so gieng Patroklus unerschrocken, und seines Sieges gewiß, ins Treffen, als ihm Achilles seine Waffen angezogen

zogen hatte. Finden sie nicht, daß dieses weit epischer ist? und finden sie nicht, daß die Sache eben dadurch komischer und lächerlicher wird, weil der Harlequin und der Held zusammen verbunden werden? Ich werfe mich nicht zum Verbesserer auf; ich habe das Gleichniß in keiner andern Absicht hieher gesetzt, als zu erläutern. Hören sie eines aus dem Homer. Die Maus war dem Frosch auf die Schultern gesprungen, und seegelte mit demselben durch den Teich. Ihr Schwanz schleppte, gleich einem Steuerruder, hinterher; endlich redet sie: anders, sagt sie, muß es nicht ausgesehen haben, als da der Stier Europa durchs Meer nach Creta trug. Sehen sie da eine Vergleichung, wie sie sich für ein komischepisches Gedicht schickt! Eine Maus wird zur Europa, ein Frosch wird der Stier, worein sich Jupiter verwandelte, als er die Europa raubte. Das tertium comparat. fällt auf die Hauptsache, und deswegen erläutert das Gleichniß die Sache, die Aussicht der Maus, die auf dem Rücken des Frosches schwamm, und macht sie zugleich groß. Der unendliche Abstand der verglichenen Sache von der, womit sie verglichen wird, macht diese Stelle ganz komisch: und episch wird sie dadurch, weil sie mit einer der wichtigsten Handlungen, mit den wichtigsten Personen, dem Jupiter und der Europa verglichen wird.

Noch

Noch ein Gleichniß, und das ist das erhabenste im ganzen Gedichte. Da alle Stutzer sich beeyferten, Selinde zu überwinden, sitzt sie ganz ruhig, und übersieht die Scene des Krieges, und weist dem Sturm ein lächelndes Gesicht: nun kommt das Gleichniß:

Wie unter schwarzer Nacht und heischer Donner Brüllen,
Der Cherub Addisons, sein Strafamt zu erfüllen,
Mit himmlischheitrer Stirn dem wilden Sturm gebeut,
Auf Wirbelwinden schwebt, und rothe Blitze streut
So sah die Heldinn aus.

Wenn sie hier unter dem vielen Müßigen, womit das Gleichniß beladen und geschwächt ist, das tertium comparat. gefunden haben, so wünschen sie sich Glück. Was soll das Brüllen heischrer Donner? was der Zusatz, sein Strafamt zu erfüllen! — Was hatte denn Selinde hieben für ein Strafamt zu erfüllen, daß sie die Stutzer kämpfen sah? Was soll der Cherub Addisons? Der Dichter will zeigen, daß er Addisons Campaign gelesen hat; aber kann er voraussetzen, daß sein Leser diesen Cherub des Addisons kennet? Konnte nicht ein jedweder andrer Cherub auf dem Wirbelwinde eben so gut schweben? Dieser Zusatz, Addisons Cherub, macht das Gleichniß matt; der Dichter

zeigt dadurch, daß er nicht wirklich die Sache selbst, den Cherub, der heiter auf einem Wirbelwinde daher fährt, im Sinn hatte, sondern nur eine Beschreibung, die ein andrer davon gemacht hatte. Was soll der Umstand, der dem wilden Sturm gebeut? Geboth denn etwa Selinde dem Kampfe? und wie streute sie rothe Blitze? Der Dichter verliert die Vergleichung, die Aehnlichkeit des Bildes mit dem, was er sagen will, ganz aus den Augen, und mahlet uns hier einen Delphin im Walde:

Delphinum ſyluis appingit fluctibus aprum.

Er wollte zeigen, wie heiter Selinde dem Sturm der Stutzer zusah, und darnach sollte er wenigstens die Hauptzüge seines Gleichnisses eingerichtet haben. So heiter sah sie dem Sturm zu, wie ein Cherub, der auf Wirbelwinden daher fähret, und mit ruhigen heitern Gesicht dem Sturm zusieht, den er erreget. Nun werden sie nicht läugnen, daß das Gleichniß passet, und die Sache erhebet, und erläutert: aber unter den Zusätzen, womit Herr Uz es beladet, und die mit der verglichenen Sache auch nicht einmal eine entfernte Aehnlichkeit haben, wird es ein wirkliches Galimathias: oder doch ein Bild am unrechten Orte; Worte, die hier nichts bedeuten können. Wollten sie mir wohl diesen Einwurf machen: omne ſimi-

le

le claudicat? Wollten sie es wohl zu einer Regel machen wollen, daß Gleichnisse schlecht seyn müssen! Denn das sind die Gleichnisse, die so sehr hinken, als dieses. Ich werde ihnen aber sagen, sie sollen nicht hinken, so wenig, als möglich; und vornehmlich da, wo es leicht zu vermeiden ist. Wenn sie mir sagen, das Gleichniß ist nur ausgebildet, so wie es Homer auszubilden pflegt: so sage ich ihnen, Homer bildet seine Gleichnisse aus, und zwar weiter, als es der Vergleichung wegen nöthig ist; aber alle diese Nebenzüge sind so künstlich geordnet, daß sie nicht die geringste Dunkelheit verursachen, das tertium so gleich zu finden: sie sind so beschaffen, daß sie unsre Gedanken gar nicht von der Hauptsache zerstreuen können, weil wir es ihnen gleich ansehen, daß sie nur Verschönerungen des Gleichnisses sind; da die Hauptzüge in dem Gleichnisse die meisten sind, und recht sichtbar aus den andern hervorfallen.

Weil aber Herr Utz den Cherub des Addisons mit Gewalt hier haben will; weil ich mir hier das Gleichniß des Addisons vorstellen soll, so muß ich ihm sagen, daß er mich betriegt. Das ist nicht Addisons Cherub, nicht Addisons Gleichniß: Addison schreibt nichts von einem Donnerwetter, nichts von einer schwarzen Nacht, nichts von Blitze streuen; er

redet von einem Sturmwinde. Hier haben sie das Gleichniß in einer Uebersetzung. „So „wie ein Engel auf göttlichen Befehl, mit auf„steigenden Stürmen (tempests) ein sündliches „Land erschüttert. — — — ruhig und „heiter treibet er den wütenden Orkan, (blast) ich „weis kein stärker Wort) vergnügt des Allmäch„tigen Befehle auszuüben, fähret er auf dem „Wirbelwinde daher, und regieret den Sturm, „(storm); kein Wort von einem Donnerwetter! Tempest heißt, so viel ich weis, der heftigste Sturmwind; blast, heißt ein gewaltiger Windstoß, und storm heißt abermal ein Sturm. Wenn sie auch das Gedicht und dieses Gleichniß im Zusammenhange lesen, so werden sie finden, daß ein Donnerwetter sich hieher gar nicht schickt. Herr Utz muß vermuthlich dieses Gedicht in einer falschen Uebersetzung gelesen haben. Und endlich ist noch der Zusatz, zu dem auf Wirbelwinden schwebt:

und rothe Blitze streut.

eine Art von Anticlimax, die nicht unter diejenigen gehöret, welche ich in einem komischen Heldengedicht schön genannt habe. Ein wilder Sturm und Wirbelwinde, wie schnell, wie heftig und stark! und rothe Blitze streuen, wie langsam, kalt und matt! So sind die Gleichnisse in diesem Gedichte, so wenig episch die Züge,

ge, die es seyn sollten, so wenig tragisch komisch die Reden: denn ich kann die Reden in einem Heldengedichte wohl tragisch nennen, das ist, wie sie sich auch für die Tragödie schicken, wenn man das Komische davon trennet: so wenig ist das Komische mit dem Erhabenen vermischt, und so schwach, gekünstelt und unrichtig ist die Einkleidung des Dichters.

Vier geschriebene Bogen von einem mittelmäßigen Gedichte könnten wohl genug seyn; aber sie möchten mir noch immer sagen, ohnerachtet dieser Fehler, könnte doch das ganze Gedicht schön seyn. Ich will ihnen also die Handlung, die Maschinen und den Plan des Ganzen noch so kurz, als möglich ist, vorlegen. Einmal vor alle, mein Herr, ich liebe die Deutlichkeit, und werde deswegen zuweilen länger, als ich seyn dürfte, wenn ich, wie andre Kunstrichter, meinen Lesern mit einer Mine voll Zutrauen kurze Orakel entgegen riefe, wodurch man sie betäubt, und oftmals gut davon kommt, ohne daß es dem Leser einfällt, zu zweifeln. Ich gehöre auch nicht unter diejenigen Kunstrichter, die, wenn sie zwey oder drey besondere Fehler in einem Gedichte erwiesen zu haben glauben, in einem Sprunge am Ende sind, und das ganze Gedicht für schlecht oder mittelmäßig ausschreyen. Diese mögen erschleichen, was sie nicht bewei-

beweisen können: wenn ich ihnen aber zeige, daß die ganze Erfindung und der Plan eines Gedichtes nichts werth, daß die Handlung übel gewählt ist, und gar keine Charaktere und Sitten darinn sind; und wenn ich ihnen hiezu schon erwiesen habe, daß die Poesie selbst sehr mittelmäßig, und voll Fehler ist; so dünkt mich, habe ich nichts erschlichen, und kann es ganz getrost für ein Compliment der Freundschaft halten, wenn auch zwanzig Schriften ein solches Gedicht zum Muster anpreisen, und es ein Original nennen; für ein Compliment, wofür ihnen allein der Verfasser Dank schuldig ist; — für ihren Credit lasse ich sie selbst alsdenn sorgen.

Das ganze Gedicht kann so wenig ein komisches Heldengedicht genannt werden, als Heinrich der Vogler ein Heldengedicht. Größtentheils habe ich ihnen dieses bewiesen: nun sage ich auch noch, daß der Plan gar nicht darnach eingerichtet ist. Die Handlung ist eine gemeine, alltägliche Liebesgeschichte, und ein Roman in Versen wäre kein unrichtiger Name des Gedichts.

Ich will den Liebesgott und seinen Sieg besingen.

Hier haben sie das Gebeine des Planes. Der West hatte einen Seufzer aufgefangen, den Dorante der Selinde geseufzt hatte, und brin-

get ihn nach Paphos vor den Amor. Amor entschließt sich, Selinde zu überwinden, und eilet nach dem Garten (was für einen Garten, das sagt uns der Dichter nicht so leicht,) bey Lesbia sind andre Frauenzimmer, und nebst Selinden, auch Stutzer. Alle Stutzer wollten gern Selinde überwinden, aber sie war unüberwindlich. Die Gesellschaft geht in den Garten, zerstreut sich, kommt wieder zusammen. Der Liebesgott war indeß der Selinden nachgeflogen. Er vermaß sich, endlich sollte sie unterliegen, und noch zur Zeit war keine Anstalt dazu gemacht, war gar nichts geschehen. Diese hielt sich bey Selimor, dem Nebenbuhler des Dorante auf. Er hörte dieses, und floh noch weiter, und klagte den Büschen seine Noth: indeß war Amor seinetwegen eigentlich gekommen, und er hätte es ihm klagen sollen. Aber es gefiel ihm nun so, den Büschen zu klagen, und Amor interessirt sich indeß für einen andern, für den Selimor, der ihn nicht gerufen hatte, und auch gar nicht brauchte. Nun kommen sie wieder aus dem Garten, ich weis nicht, warum? und gehen irgend in ein Haus; ich weis nicht, in welches. Amor fliegt dahin, und verwandelt sich in einen Lakayen, scherzt mit Lisetten, wird aber wieder Amor, und flieget wieder in den Garten. Was dieses Intermezzo soll, ist nicht leicht zu begreifen. Selimor

liegt daselbst im Gemache, auf den Knien vor Selinden; aber Selinde war noch steinern, und ist so lange steinern, bis ich endlich ungeduldig werde, das Ende der trockenen, trockenen Handlung, den lorbeerwerthen Sieg des Liebesgottes zu wissen. Selinde wankt; aber dennoch fiel sie nicht, ihr Schutzgeist stärkte sie. Endlich wird doch Amor wohl siegen! das hat mir der Dichter gewiß versprochen, es mag auch kommen, wie es will. Es rollet indeß eine Kutsche daher: sie gehört dem Selimor: Selinde betrachtet die Pferde, und verliebt sich in ihren Herrn, und Amor schießt einen Pfeil nach ihr. Sehen sie da die ganze Handlung! Eine so unfruchtbare, magere, unzusammenhangende, gedehnte Handlung, daß ich nicht Worte genug finden kann, womit ich den Mangel an Erfindung, und meine Verwunderung ausdrücken soll, daß ein Utz so ungemein arm seyn kann, wenn es darauf ankömmt, Zufälle und Umstände zu erfinden, die eine Handlung voll machen. In dem ganzen Gedichte, mein Herr, geschiehet die Wahrheit, und eigentlich zu reden, nichts, gar nichts. Denn Selimor hätte ja schon nach den ersten vier Zeilen des ersten Buchs auf den Knien liegen können; seine Kutsche hätte ja schon damals daher rollen können, worein sie sich verliebte! Und den Amor hätte Herr Utz lieber

zu Paphos lassen sollen, wenn er in seinem Gedichte nicht mehr zu thun hatte, als daß er hin und her flog, sich, vermuthlich, weil ihm die Zeit so lang dauerte, wie dem Leser, zum Zeitvertreib in den Lakayen verwandelte, um mit Lisetten zu spielen, und endlich dem Selimor zu Hülfe kam, da seine Pferde schon gesiegt hatten. Das war kein Sieg des Liebesgottes, das war ein Sieg der Pferde; und Amor gilt in dem Gedichte so viel, und hat so viel darinn zu thun, als die Spadille im Scherwenzel. Ich mag mir die Plage, und ihnen den Verdruß nicht machen, den Innhalt eines jeden Gesanges anzuzeigen. Herr Utz hat, so zu reden, bey den Haaren alles herbeygezogen, was auf keine Weise hieher gehörte, und recht ängstlich, aus Mangel an Erfindung solcher Sachen, die zur Handlung, zur Verwickelung, zur Auflösung gehörten, Dinge herbeygeschleppt, gegen die ich noch immer die Erfindung des Verfassers des Picknicks lobe. Bey dieser äußersten Dürftigkeit ist es kein Wunder, daß der Dichter so kalt, so ermüdend ist. Wer kann von einer so armen und unfruchtbaren Handlung begeistert werden! Wer einen schlecht erfundenen Plan schön und lebhaft ausarbeitet! Ein Mädchen wird in einen Stutzer verliebt; welch eine gemeine Wahl der Handlung! Amor wird von Paphos, und noch darzu vom Zephir

her-

hergeholet, um wieder zu Hause zu fliegen; denn Selinde wird von den Pferden, nicht von ihm besiegt! und eine so standhafte Schöne von einer Kutsche, von Pferden besiegen lassen! welche Auflösung! Als ein Einfall konnte dieses gefallen, nimmer als eine Handlung. Uebrigens, in was für eine Gesellschaft führet uns der Dichter? in eine artige Gesellschaft, die uns durch einen feinen Scherz belustiget? Nein! in eine Gesellschaft von Stocknarren und schaalen Köpfen. Selimor gehört unter die ersten, und Amor, Lesbia, und alle die übrigen Götter, Mädchen und Personen unter die andern. Sie thun in der Welt nichts weiter, als daß sie im Garten herumgehen. Und die Episode mit dem Dichter, der die Lesbia davon jagt, weil er ein Heldengedicht vorlesen will, wobey Herr Utz, trotz seiner dürftigen Erfindung, noch unsrer erhabenen Heldendichter spotten will, einer Episode, sage ich, die sich zu seinem Zwecke nicht besser schickt, als wenn er uns etwas vom Tamerlan erzählet hätte, ist so, mit einem Worte, beschaffen, daß sie ihm mit Recht das Lob im Neuesten verdiente. Lesbia hatte Ursache zu laufen; nicht des Heldengedichts wegen, was Cleanth ihr lesen wollte; das hätte leicht besser seyn können, als der Sieg des Liebesgottes; sondern bloß dieser ganzen Erfindung wegen; und ich versichere sie, mich könn-

ten sie aus der Welt jagen, wenn sie mir diesen Sieg des Liebesgottes noch einmal vorlesen wollten. Herr Utz will bey allen Gelegenheiten der Heldengedichte spotten, und Apollo hat ihn in diesem Augenblicke mit einer Kälte und Unfruchtbarkeit bestraft, die ihn eines weit richtigern Spottes aussetzen könnte, als der seinige über andre Dichter ist; er hat gleichsam ihm die Hände gelähmet. Hat er nicht mit diesen Worten:

Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten,

eine Wirkung beschrieben, die wenigstens diese Episode in seinem Gedichte hat, welches aus lauter Stücken und Episoden bestehet, die nicht sowohl verbunden, als zusammen genähet, und ein frostiger Spott sind? Ich muß mich verwundern, daß Herr Utz, der es so gut weis, daß sich „in schattigtes Gebüsch ein episches Gedicht nicht schickt,„ sich nicht zugleich erinnert, daß es sich zu einer Liebesgeschichte noch zehenmal weniger schickte! Es schickt sich aber sonst ein episches Gedicht vortrefflich in ein schattigtes Gebüsch; man darf nicht immer lyrische oder anakreontische Verse darinn lesen, womit wir nun schon bis zum Ekel gesättiget sind; und der Heldendichter kann nicht davor, daß Herr Utz eine **Lesbia**, eine Schöne in seinem

seinem Gedichte aufführet, die vielleicht mehr Geschmack an dem schaalen Gewäsche solcher Stutzer fand, als der Dichter in ihre Gesellschaft geführet hat. Ich kenne in der That mehr als ein Frauenzimmer, das mit dem größten Vergnügen im schattigten Gebüsche eine Stelle aus dem Meßias hören, und dem die Haare zu Berge stehen würden, wenn ein Selimor sie unterhalten, und in diesem Tone reden wollte:

Ich ärgre mich zum Narrn, bey ihrem Widerstreben,
Wie lange zögern sie, sich rühmlich zu ergeben?
Fort! machen sie geschwind! beschwören sie den Bund;
Und weil ihr Herz mich liebt, so sage mirs ihr Mund.

Aber zur Entschuldigung des Dichters muß ich freylich sagen, daß diese keine Lesbien sind, die so wenig Sitten haben, daß sie nicht erröthen, einen solchen Selimor mit sich ins Gebüsche auf die Seite zu ziehen: und solchen Schönen, dächte ich, wird kein Heldendichter etwas vorzulesen begehren. Wenn diese Lesbia indeß keichend aus dem Gebüsche fliegt, wenn sie ausruft, o Schande! so sollte man sie für irgend eine unschuldige furchtsame Nymphe hal-

ten, die ein Waldgott verfolgte, bis sie fortfähret:

O Schande! — — in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Cleanth: ich such ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und Himmel! was geschieht,
Nach einem apropos! liest mir Cleanth ein Lied.

Und denn kann man doch nicht begreifen, was darinn für Schande steckt, daß ein Dichter ein Lied vorlieset. Wenn aber auch diese Satyre wirklich schöner wäre, als sie ist, so würde ich doch dem Herrn Utz diese beyden Zeilen sehr übel nehmen:

Der Zeitungsschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt,
Bis an der Alpen Eis, und in der halben Welt.

Wenn dieses die Zeitungen wirklich thäten, so thäten sie wohl, und hätten alle Ursache dazu; aber sie thun es nicht; sie erheben vielmehr mit andern Zeitschriften die Gedichte des Herrn Utz ohne Unterschied himmelhoch; und darzu haben sie keine Ursache, und thun nicht wohl!

Bemerken sie noch diese grobe Ungereimtheit, daß ein sterblich verliebter Stutzer seine

Göttinn

Göttinn stehen, und seinen Nebenbuhler unterhalten läßt, damit er sich in diesem Augenblicke um die Poesie bekümmere, und eine frostige satyrische Rede über die Heldengedichte halten möge! Wahrhaftig, Selimor, dieser leere Stutzer hatte damals wenigstens Recht, als er ausrief:

—— Dorante, glaub ich, rast!

Nur war es eben nicht nöthig, daß er es

—— entbrannt vom stolzen Grimme,
Obgleich wohl —— mit gedämpfter Stimme,

gesaget hätte.

Ich würde mich bey einem Gedichte nicht so lange aufhalten, wenn es nicht gut wäre, jungen Dichtern zu zeigen, daß sie sich auf das bloße Wort einiger Kunstrichter nicht verlassen können, wenn sie von Originalen reden. Und um sie völlig von der Richtigkeit meines Urtheils zu überzeugen, will ich ihnen noch eine Anzahl der niedrigsten Fehler vorlegen, ich meyne, Zeilen, die der Reim geschaffen hat.

Die Aue war verbrannt, und Sirius erwacht,
Der manch Gehirn verrückt, manch neuen Dichter macht.

Wenn Sirius ja erwachen, und nicht vielmehr aufgehen, oder erscheinen soll, so mußte

er doch wohl eher erwachen, als die Aue verbrannt war, und dieses deswegen, weil die Ursach immer vor der Wirkung hergehet: folglich sollte der Vers so heißen:

Sirius war erwacht, und die Aue verbrannt. Aber man lese den Vers so verdrehet; welch ein gemeiner Ausdruck, Sirius erwacht! Er würde aufgegangen seyn, wenn der Reim, macht, es nicht verbothen hätte. Folgende vier Verse sind des Reimes, lallen, wegen ganz leer, und ich wenigstens verstehe nicht, was sie sagen sollen:

Schalkhafte Scherze ließ der dicke Klanz erschallen,
Ich hätte faßt geweint: er durfte nichts, als lallen.
So lallt ein jährig Kind mit kindisch reger Lust,
Bey einem Zuckerbrod, an seiner Mutter Brust.

Was für Verse! Auf eben der Seite:

Wie Hektor in den Streit aus Priams Mauern eilte,
Und wenn Andromacha in seinem Arm verweilte. u. s. w.

Von einer Umarmung, wie kalt! S. 172.

Wer mahlt mit höherm Roth verblühter Wangen Feld.

Gereimt auf Welt.

heischrer

—— —— heischrer Donner Brüllen
unleidlich! auf erfüllen.

—— —— Blitze streut auf gebeut:
Reim!

—— Man sah verstohlner Blicke Lauf,
Und schnelle Röthe gieng in jedem Antlitz auf.
Ich will, verhaßter Geist, der mir zuwider ist,
Anticlimax!

Vom Eifer heißt es:

Der sich —— in wilden Blicken wies,
Und alle Grazien aus ihrem Antlitz stieß.
—— Wie wenn ein Frühlingswind
Die lauen Flügel regt, und sein Geschäft beginnt
leer!

Auch ein Paar platte Verse! Von einem Magister heißt es (wie Herr Utz diesen Magister in eine solche Gesellschaft bringt, und wie überhaupt so viele läppische Leute zusammen kommen, ist nicht sehr begreiflich:)

Er fühlet sich bereit, nach ähnlichen Gesetzen
An seiner Chloen Werth sich sinnlich zu ergötzen.

Welch ein Vers! ich weis es wohl, daß Herr

Uz ihn als einen philosophischen Pedanten will reden lassen; aber will ich deswegen etwas so schaales lesen? Wie schickt sich diese Sprache für ein Gedicht! zehnmal schlechter als ein Heldengedicht in schattigtes Gebüsch.

Er liebt sie also —— und fraget mit Geschrey
Ob sie nicht auch entzückt von seinem Werthe sey.

Warum nicht lieber mit Lallen? Bald bin ich müde. Noch ein Paar:

nach reger Lüfte Wehen

auf anzuflehen, ist außer gereimt, auch einerley Begriff mit zwey Worten ausgedrückt: eine rege Luft, ist schon eine Luft, die wehet.

Ueberhaupt gefällt dem Dichter der Reim Lallen; zum dritten mal stehet er auf der 181sten S. Folgende Zeile

Selinde blies durch Lob in seiner Liebe Brand

gehöret für einen Ausleger, ist dunkel; und der Brand der Liebe ist Reim.

Von Doranten heißt es:

—— —— mit verstörten Blicken
Entzog er sich schon halb Selindens Zauberstricken.

End=

Endlich wird der Stutzer durch den Reim gar grob:

Er sprach, indem er ihr die Hand vertraulich
drückte,
Sie bey dem Arm ergrief, und nach dem Hause
rückte.

Ich erinnere nach allen diesem Tadel, daß das Gedicht sonst fließend ist, und daß verschiedene schöne und witzige Stellen darinn vorkommen; aber viel zu wenige, ein Gedicht schön zu machen, das keine Handlung, Sitten, Charaktere und Erfindung hat, die auf irgend eine Art intereßiren könnten; und das selbst nicht weis, unter welche Klasse von Gedichten es gehöret. Ein komisches Heldengedicht ist ganz und gar nicht der Name, den es auf irgend eine Art verdienen kann.

Wenn sie mir sagen, ich hätte dieses Gedicht zu scharf beurtheilet, so antworte ich ihnen, man hat es für ein Original ausgegeben; und überdem hat ein Dichter, der in der lyrischen Poesie klaßisch ist, kein falsches Lob nöthig. Worzu braucht es noch einer falschen Schmeicheley, wenn wir wahres Lob genug besitzen? Leben sie wohl!

Mein Herr!

Wie ich das behaupten kann, daß wir noch kein vortreffliches Original von Trauerspielen haben? — Ich würde mich in der That über diese Frage von ihnen verwundern, wenn ich nicht gemerket hätte, in welcher Absicht sie fragen! Gestehen sie es nur, sie wollen mit Gewalt einen Kunstrichter aus mir haben; und um mir ihre Absicht, ich weis nicht, warum? zu verbergen, stellen sie sich, als wenn sie himmelvest das Gegentheil glauben, ob ich gleich eben so himmelvest überzeuget bin, daß sie völlig meiner Meynung sind. Sie reden von einem Behrmann — das ist ihr Ernst nicht! Aber von Schlegeln? — das ist ein unnatürlicher Sprung! Ich bedaure es, daß wir in ihm den Dichter verlohren haben, der uns vortreffliche Trauerspiele geliefert haben würde. Und nun kommen sie auf Herrn Lessing? Wie? Mein Herr! Sie verkehren die Stafel; sie machen, wenn nur von den Graden der Vortrefflichkeit die Rede ist, eine umgekehrte Leiter, bald hätte ich gesagt, ein Anticlimax. Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz, oder den Geist der anakreontischen Gedichte. Der eine erschüttert

das

das Herz; Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der andre erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. Man sollte glauben, daß diese beyden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Mir ist wenigstens kein tragischer Dichter bekannt, der auf eine erträgliche Art hätte lachen können; und die witzigen aufgeweckten Dichter wollen immer lachen, selbst da, wo wir lieber weinen wollten. Moliere war das größte Genie in Ansehung der Comödie: aber ich hätte ihn nicht gern auf dem Cothurn sehen mögen! Corneille und Racine haben mehr als einmal ganz Paris in Thränen gesetzt: aber eben dieses Paris, das mit ihnen geweint hatte, war nicht geneigt, mit ihnen zu lachen. Gegen ihre Trauerspiele, die Meisterstücke sind, sind ihre Lustspiele kaum erträglich. Nennen sie mir einen, nur einen, der auf beyden Seiten gleich groß gewesen sey! — Voltaire? — Sie irren sich! Seine Lustspiele, die schön sind, sind von der Art des rührenden Lustspiels, und selbst diese sind nicht in allen Rollen schön. Sie können nur gar zu genau sein tragisches Genie in diesen von dem komischen unterscheiden. Welch ein Unterschied unter den Charakteren! Der verschwenderische

Sohn,

Sohn, wie rührend! Madame Croupillak, Herr Fierrenfat, welche Charaktere! Und wenn uns Voltaire lauter komische Personen aufgeführet hätte, ich stehe ihnen davor, so würden sie lauter Croupillaks gewesen seyn! daß einem tragischen Geiste das rührende Lustspiel gerathen kann, ist das zu bewundern? Aber das wäre mehr, als zu bewundern, das wäre beynahe ein Wunder, wenn ihm das lachende Lustspiel (erlauben sie mir zum Unterschiede dieses Beywort!) geriethe! In dem ersten darf er sich nur, von dem höchsten Grade des tragischen Affects, oder nur von dem tragischen Pompe zu einem schwächern Grade herunter lassen, in dem andern muß er sein Genie, so zu sagen, ganz ausziehen und verändern! Oder ist es leichter, sich verleugnen, als sich mäßigen? Ist es natürlich zu lachen, wenn wir zum Weinen; oder umgekehrt, zu weinen, wenn wir zum Lachen gebohren sind?

Naturam expellas furca tamen usque recurret!

Sehen sie, mein Herr, das hat Boileau in einem seiner Briefe dem Horaz nachgesagt; und urtheilen sie, ob nicht beyde Recht haben!

Was ich hiemit beweisen will? Eben dieses, was sie nicht glauben wollen: dieses, daß ich ein witziges, aufgewecktes Genie zu dem ernsthaften Lehr-

Lehrgedicht nicht für geschickt halte; dieses, daß ich dem Herrn Lessing, der mich auf eine angenehme leichtsinnige Art vergnügt, der mich oft zum Lachen bewegt, nicht zutraue, daß er mich eben so gut zum weinen zwingen würde! — Aber daß ich dieses glaube, ist vielleicht ein Vorurtheil? — Gewiß nicht! — ich habe den Versuch gemacht! — Dahin wollten sie mich nur haben! Das mag seyn; ich habe es gesagt; und will zum wenigsten nicht den Schimpf haben, etwas ohne Beweis gesagt zu haben.

Lassen sie uns also hören, wie meine Beweise lauten. Die Rede ist hier von der Miß Sara Sampson: denn daß sie von dieser mein Urtheil wissen wollten, das sah ich leicht, aller ihrer feinen Umschweife ungeachtet. Aber ich sage es ihnen zum voraus, es wird ganz und gar nicht mit dem Ausspruche der Verfasser der Bibliothek d. S. W. übereinstimmen, die es ein vortreffliches Trauerspiel nennen. Im vorbeygehen frage ich sie hier, finden sie diese Herren bey allen ihren übrigen Verdiensten nicht parteyisch? Miß Sara Sampson, ein vortreffliches Trauerspiel, indem der Trauerspiele des Herrn Schlegels*) an einem

*) S. 117. Miß Sara Sampson wird allenthalben gedacht, wo es nur die Gelegenheit geben will.

nem andern Orte so kaltsinnig gedacht wird! Es ist begreiflich, wenn man bedenket, daß — aber was gehet es mich an! Vielleicht ist es ihnen nicht so begreiflich, daß das Trauerspiel Miß Sara Sampson, dem Plane nach, wenig Wahrscheinlichkeit hat; daß unter allen nur ein Charakter gut geschildert ist, daß ganze Scenen nichts taugen, daß sehr oft das Komische herdurch siehet? Eine Menge von Beschuldigungen! Was werden die Verfasser der Bibliothek sagen, die es dem Herrn Lessing nur so sanft, so sanft ins Ohr zu flistern scheinen, daß sich seine Miß Sara nicht declamiren läßt, wenn sie gegen das vortreffliche Trauerspiel so viele Beschuldigungen hören! Wo nicht diese viele Verfasser vielleicht eine einzige Person ist, die sich aus der Schreibart, aus Umständen und aus der Zeit, wo diese Schrift angesagt wurde, und wo sie anfieng, sehr gut bestimmen ließe.

Sie werden es vielleicht für schwer halten, diese vielen Fehler zu beweisen! — Ich nicht, mein Herr! Wollte ich so tadeln, wie Herr ** — — — so bliebe keine Zeile; aber dann hätten sie Recht, mir zu sagen, daß ich ein bloßer Sophist wäre, der nur der Welt zeigen wollte, daß man mit einem Bißchen Witz, bey der Gabe der Freyheit, alles anfechten kann. In diese Meynung verlange ich mich bey dem Publico

nicht zu setzen; hören sie also Gründe, wie ich wenigstens glaube!

Erstlich, wo ist die Scene? In einem elenden Wirthshause in einem Städtchen. Im Trauerspiele selbst sollte man glauben, daß dieses Wirthshaus ein Palast war. Mellefont und Miß Sara hatten darinn wenigstens zwey Zimmer für sich, eine Stube und eine Kammer; ich setze voraus, daß sie beyde in einer Kammer schliefen, sonst hatten sie drey: eine Stube, und zwo Kammern, Betty, ihr Mädchen, schlief vermuthlich allein, das war das dritte, vielleicht das vierte Zimmer; Sir Sampson kam dazu; erst trat er in einen Saal; (das fünfte Zimmer) und von da wurde er in sein Wohnzimmer geführet, das sechste; vermuthlich schlief er nicht bey seinem Diener, der ein anders hatte, und wenn es auch nur eine Kammer war; das siebende; und wo war der Wirth selbst? Ob er Familie hatte, weis ich nicht; aber ein Mädchen hatte er gewiß, und diese schlief ohne Zweifel im achten Zimmer, der Wirth im neunten, und nun hatte Mellefont noch einen Diener; wo Herr Lessing diesen in einem elenden Wirthshause lassen wird, das weis ich nicht; genug, er muß seine Schlafstelle haben; das zehnte Zimmer. In der That ein elendes Wirthshaus in einem Städtchen! —

Nun vielleicht in Betracht andrer, die größer waren! Die großen Wirthshäuser in großen Städten sind vielleicht so groß, als eine kleine Stadt irgend anders wo. Das kann in England seyn: denn ich erinnere mich, daß Pope schon sagt:

—— his building is a Town,

His pond an Ocean, his parterre a Down. *)

Aber was geht sie denn das verdammte Wirthshaus an? Es mag groß oder klein gewesen seyn; ist dieses ein großer Fehler? — So groß nicht! Aber erinnern sie sich denn nicht an das Wirthshaus, worinn sich Clarisse befand? Ich wollte ihnen nur sagen, daß Herr Lessing diesen Roman nachahmen wollen. Welches Mitleiden erreget die armselige Wohnung der Clarisse? Dieses Mitleiden wollte Herr Lessing auch gegen seine Sara erregen: aber anstatt uns ein armseliges Wirthshaus zu schildern, (welches sehr füglich und schön hätte geschehen können, und noch dazu so, daß der Vater sich auf eine sehr rührende Art in Anmerkungen über die elenden Theile des Hauses, wo er seine Tochter finden sollte, weit besser mit seinem Waitwell unterreden können, als er itzo thut! Doch hätte er alsdenn keinen Platz darinn finden

*) Sein Gebäude ist eine Stadt, sein Fischteich ein Ocean, sein Parterre eine Hufe Landes.

finden müssen, welches ganz unnöthig war, wie sie sehen werden) anstatt uns also ein armseliges Wirthshaus zu schildern, zeigt er nach und nach dem Leser, oder Zuschauer, daß es ein Wirthshaus, wenigstens von zehen Zimmern war, und dieser hat endlich Ursach sich zu trösten, und ganz zufrieden zu sagen: **ich dachte, daß ich in einem so elenden Wirthshause wäre!** So wenig, sagen die Verfasser der Bibliothek, kosten unsern Dichter die Beywörter!

Inzwischen muß ich mich doch noch etwas in diesem Wirthshause aufhalten, sie mögen es für Kleinigkeiten halten, oder nicht; denn ich halte die Scene für unwahrscheinlich. Das ist wenigstens keine Kleinigkeit! Folgen sie mir also durch diese Zimmer, und seyn sie da, wo ich sie haben will! Erst sind sie also in diesem Saale; aus diesem sollen sie in das Zimmer gehen, das Sir Sampson bewohnen wird, und welches von dem Zimmer seiner Tochter nur eine Wand trennt. Aus dem Saale sind sie weggegangen, (das ist der halbe Schauplatz zwischen dem ersten und mittlern Vorhange,) nun befinden sie sich in dem Zimmer des Mellefont, so bald dieser mittlere Vorhang aufgezogen wird. Dieses Zimmer liegt daher hinter dem Saale. Das gehet noch alles gut; denn das kann ich noch in gerader Linie sehen. Wenn aber im

 dritten

dritten Aufzuge wieder der erste Saal, und nach diesem das Zimmer der Sara erscheint, so weis ich nicht, wie ich dahin sehen kann? Da Mellefonts Zimmer gerade hinter dem Saale lag, so muß das Zimmer der Sara entweder wieder hinter diesem, oder an ihm, zur Seite liegen. Das erste in einem elenden Wirthshause, das so elend war, daß der Dichter nöthig befand, mir diesen Umstand so gleich vom Anfang zu melden, ist nicht zu vermuthen. Ein elendes Wirthshaus soll drey Zimmer tief seyn? Das ist wahrhaftig unwahrscheinlich! Zu geschweigen auf dem Schauplatze, wo die Personen, wenn man auch drey Vorhänge haben könnte, vergebens in dem dritten Zimmer reden würden, weil man unmöglich hören könnte, was sie redeten. Es liegt also an der Seite; und also verlangt der Dichter, daß ich in einer krummen Linie sehen soll: denn das lasse ich mir nicht abstreiten, daß hinter dem Saale nicht Mellefonts Zimmer liegen soll, da ich noch immer an demselben Ort sitze, woraus ich es gewiß gesehen habe. Nun aber fällt eben der Vorhang wieder herab, der vorhin den Saal von Mellefonts Zimmer trennte; ich bin also wieder in dem ersten Saale: aber warum? weil Sir Sampson auftreten soll! Er hatte ja sein eigenes Zimmer! Mußte er denn immer erst in den Saal gehen, wenn er reden wollte! Beym

vierten Aufzuge weis ich in der Welt nicht mehr, wo ich bin? Denn itzo wird mir gesagt, ich sey in Mellefonts Zimmer; und von da muß ich noch einmal in einer krummen Linie in das Zimmer der Sara sehen. Dieser wunderlichen Scene ohngeachtet, muß ich dennoch einmal dem Mellefont in ein andres Wirthshaus folgen, wo Marwood wohnet. Vermuthlich war dieses elende Wirthshaus mit zehen Zimmern zu klein, auch sie zu beherbergen; sonst wäre mein Gesicht mit einer andern krummen Linie davon gekommen; nun aber muß ich mich an einen andern Gesichtspunkt versetzen.

Wissen sie aber wohl, daß ich dieses letzte ohne Schwierigkeit thue, wenn sich gegen das erste meine Einbildung gänzlich empöret! Mich dünkt, es ist sehr begreiflich. Denn antworten sie mir: wie ist es mir möglich, zu glauben, daß von zwey Zimmern, die ich einmal nach einander in ihrer zusammenhängenden Lage gesehen habe, auf einmal das eine nicht mehr das vorige, was ich gesehen habe, sondern ein anders seyn soll, indem das andre immer das erste bleibt? Wenn der Dichter mich mit Gewalt bereden will, daß die Handlung an einem Orte sey, so verlange ich, daß er mich nicht auf eine so grobe Art hintergehe, daß ich, um ihm seine

Einheit zu glauben, zugleich glauben muß, ich könnte in einer krummen Linie sehen! Wenn sie den Zusammenhang dieser Zimmer, wie eines in das andre leitet, noch ferner untersuchen wollen, so werden sie noch mehr höchst unwahrscheinliche Dinge finden. Damit sie nicht glauben, daß ich übertreibe, so will ich nur eines erwähnen. Nothwendig gieng Mellefonts Zimmer in den gedachten Saal, und Saras gleichfalls durch jenes: denn sonst muß der Dichter, anstatt zwo Thüren zu öffnen, immer zwo Wände fortschaffen: das ist ungeheur, so bald er selbst will, daß ich Einheit des Orts finden soll. Es sind also zwo Thüren; aus der Sara Zimmer in Mellefonts die eine, und aus Mellefonts in den Saal die andre: gut! Nun aber redet Sir Sampson und Waitwell im Saale: wußte er nicht, daß Mellefonts Zimmer gerade an demselben lag? Daß sogar eine Thüre hereingieng? Wußte er, wenn er daselbst redete, daß seine Tochter nicht in Mellefonts Zimmer war? Wie leicht hätte Mellefont oder sie kommen können? Sie mochte immer in ihrem Zimmer sitzen und weinen, wie der Dichter sagt, ob es gleich nicht wahr ist; so war es doch von einem klugen Manne, der nicht von ihr gesehen seyn wollte, einfältig, daß er dahin gieng, wo es leicht möglich war, daß sie ihn gesehen hätte.

Und

Und warum gieng er dahin? weil er etwas zu reden hatte, das der Zuschauer hören sollte! — Hier will der Dichter dem Zuschauer eine krumme Linie ersparen; er will ihn nicht durch eine Wand sehen lassen, und begehet, um einen Fehler zu vermeiden, den er wohl fünfmal auf eine andre Art begeht, einen ungleich gröbern. Was hat Sir Sampson in dem gefährlichen Saale zu thun? Ich wäre in meinem Zimmer geblieben, wenn ich nicht hätte gesehen seyn wollen; und sie auch vermuthlich? Wie leicht wäre diese Unwahrscheinlichkeit, und das ganze Gemische von Zimmern, das hier in der Welt zu nichts dient, zu vermeiden gewesen; wenn der Dichter dem alten Vater seine Wohnung in einem andern Wirthshause angewiesen hätte! Oder was brauchte er es ausdrücklich zu sagen, wo er wohnen sollte? Er hätte nichts davon sagen dürfen; ich bin gut davor, der Zuschauer würde sich alsdenn selbst das wahrscheinlichste vorgestellet haben. Das Trauerspiel ist voll von solchen Ungereimtheiten, bloß weil der Dichter uns immer mit der Nase, möchte ich sagen, auf die Einheit des Ortes führen will. Zwey Zimmer waren genug zu der ganzen Handlung. Aber Miß Sara Sampson war zugleich eine Nachahmung der Clarisse und des Barnwell. Aus jener nahm Herr Lessing das elende Wirthshaus, aus diesem

die vielen Zimmer. Mich wundert, daß die Herren Verfasser der Bibliothek diese Nachahmung nicht entdeckt haben, worinn sie sonst so glücklich sind!

Genug von dem Wirthshause. Itzo von der Handlung. Man hat den Racine seines Pyrrhus wegen getadelt, und ihm zwo Handlungen vorgeworfen. Andromacha und Hermione theilen das Interesse. Geschieht nicht eben dieses in diesem Trauerspiele? Marwood und Sara intereßiren uns gleich stark; beyde haben ein gleiches Recht an dem Mellefont; und, zum Unglück, die erste noch ein grösseres, als die letzte. Warum? — Warum? sie war die erste Geliebte: und was noch mehr, sie war von ihm eine Mutter! Unstreitig grössere Rechte, als Sara hatte! Wer dieses bedenket, der muß sich der Marwood gegen den Mellefont wahrhaftig annehmen; und doch soll Sara uns allein intereßiren! Ein ansehnlicher Fehler, der der Wirkung des Trauerspiels dadurch, daß er die Sara uns gleichgültiger macht, sehr schwächen und theilen muß! Wenn der Dichter intereßiren wollte, so durfte Marwood so nicht auftreten, und was noch mehr, keine Tochter von dem Mellefont haben. Ueberdem wird dem Leser von der Marwood viel zu wenig häßli-

ches,

ches, viel zu wenige Kunstgriffe erzählet; und sie selbst erzählet viel zu viel von sich, was ihr sehr vortheilhaft seyn muß, da sie schon als Mutter bekannt ist, und da der Leser das Gegentheil nicht von ihr weis. Lesen sie alle Scenen, worinn Marwood mit dem Mellefont und der Sara vorkommt; so werden sie die einzige, wo sie mit ihrem Mädchen redet, leicht vergessen, und mir Recht geben. Wenn ich von den Charaktern reden werde, so werde ich noch mehr hiervon erinnern. Dreymal habe ich das Trauerspiel schon gelesen, und noch weis ich nicht, wie und warum ein Mellefont es aufschob, die Miß zu heyrathen? Eben so wenig weis ich, warum der alte Vater seine Tochter nicht eher zu sehen bekömmt, als in der letzten Handlung, da sie stirbt —? Nun das mußte ja seyn, wenn es ein Trauerspiel werden sollte! — Eine vortreffliche Entschuldigung! Ich tadle es nicht, daß er sie nicht eher sprach; aber das tadle ich, daß Herr Lessing es nicht durch Umstände nothwendig gemacht hat, daß er sie nicht eher sprechen konnte. Darinn zeigt sich ein reiches fruchtbares Genie. Handlungen von der größten Wichtigkeit, die uns so sehr am Herzen liegen, durch die wahrscheinlichsten Umstände, oder Zufälle und Wirkungen, von denen wir den Ausschlag erwarten, immer auf eine Art hintertreiben, die wir

für

für nothwendig halten, und andre Zufälle, die wir nicht erwarteten, aus der Haupthandlung hervorzuziehen; darinn, mein Herr, darinn besteht die Erfindung eines Genies, das für das Theater geschaffen ist. Der alte Vater mußte sich, nach seinem Charakter, den ihm der Dichter gegeben hat, drängen, seine Tochter zu sehen; er mußte mit allen Schwierigkeiten kämpfen, die sich darzwischen legten; und dennoch mußten immer solche Schwierigkeiten darzwischen kommen, von welchen selbst der Zuschauer einsah, daß sie nothwendig und unvermeidlich waren. Das ist die Kunst, wodurch das Interesse, Furcht und Hoffnung, von Scene zu Scene wächst, und die Handlung sich immer mehr verwickelt!

Nun betrachten sie den Fortgang der Handlung in der Miß Sara Sampson. So wie die Handlung an sich selbst schon auf höchst unwahrscheinlichen Bewegungsgründen beruhet, und durch unnöthige und gleichgültige Fälle gedehnet ist, so gehet sie auch langsam, kalt, Schritt vor Schritt, und ganz ordentlich fort. In der ersten Handlung geschiehet wenig oder nichts, was zur Absicht dienet. Wenn die erste Scene ganz wegbleibt, so verlieren sie nichts, als ein Paar Nachrichten von der Sara und dem Vater derselben, die in der andern

Scene

Scene mit zwey Worten hätten gesagt werden können. Der Anfang, hier meine Tochter! hier in diesem elenden Wirthshause? — muß ohnedem wegbleiben: denn es war kein elendes Wirthshaus; und zudem ist dieser Umstand von der Handlung so abgesondert, daß seiner hernach fast mit keinem Worte mehr gedacht ist; und wie gesagt, die Folge widerlegt ihn. Was sowohl Sir Sampson, als sein Diener Waitwell sagen, davon der eine weinet, und der andre unzeitige gedehnte Moralen prediget, gehört offenbar hieher nicht. Der Diener sollte vielmehr, wenn ja etwas nöthig war zu sagen, seinen Herrn getröstet haben. Denn was konnte der Sarchen nun noch für ein Unglück geschehen? Sie war so gut als in ihren Händen; und der Vater war ja schon entschlossen, sie beyde, den Mellefont und sie, als seine Kinder mit aller Liebe wieder aufzunehmen. Aber es war ein Trauerspiel, und vermuthlich mußte der Dichter glauben, daß sich keine Freude darein schicke; sonst würde er es natürlicher gefunden haben, daß der alte Sampson sich gefreuet hätte, seiner Tochter so nahe zu seyn, wo sie allem Vermuthen nach zu sicher in seiner Gewalt war, als daß er unzeitige Anmerkungen über das Wirthshaus machte. Und wenn ja noch einige Betrübniß bey dem Vater geblieben wäre, die aus dem

Zweifel

Zweifel entstund, wie seine Tochter gegen ihn gesinnet seyn möchte, und über ihre Vergehungen, so durfte sein Diener nicht so weit denken, und mußte nothwendig froher auftreten, ohne alle diese weitschweifige Moralen. Ich behaupte zugleich, daß diese Freude eine sehr gute Wirkung bey dem Leser gethan haben müßte. Sie hätte ihn in eine Art der Sicherheit für das Glück der Person gesetzt, wofür er intereßiret werden sollte. In dieser Sicherheit wäre er durch den Fortgang der Handlung weit stärker, durch den weit weniger vermutheten unglücklichen Ausgang überraschet worden. Dergleichen Vortheile wird ein tragisches Genie nimmermehr aus der Acht lassen: denn seine Absicht ist, rühren. Und wie kann es stärker rühren, als wenn es erst sicher macht? Dieses ist das Geheimniß, das die größten Wirkungen thut. Wenn aber seine Handlung so weit gekommen ist, daß keine Sicherheit mehr möglich ist, so bedient es sich derselben doch so viel, es kann und macht den Ausgang zweifelhaft; daher setzt es das Herz der Zuschauer in Furcht und Angst, so lange es möglich ist, bis es den letzten Streich vollendet. In der zweyten Scene geschiehet weiter nichts, als daß der Wirth, eine unnütze Person, dem Sir Sampson sein Zimmer anweiset. Eine leere Scene! Die wenigen Nachrichten, die

der Wirth dem Sampson giebt, könnte ihm, statt seiner Moralen, sein Diener gegeben haben: denn er hatte ihn ja schon gesprochen, wie gleich aus dem Anfange der Scene erhellet; Nämlich der Wirth fragt den Waitwell: Ist das der Herr, von dem du gestern mit mir gesprochen hast? Waitwell: Ja, er ist es, und ich hoffe, daß du abgeredeter maaßen — — Was konnte wahrscheinlicher vorausgesetzt werden, als daß er sich bey dem Wirth nach allen Umständen schon erkundigt hatte? Bey der dritten Scene findet eben diese Anmerkung statt. Diese Scene aber hänget mit der vorigen gar nicht zusammen. Sir Sampson und Waitwell treten ab; Gott weis, warum? um in ihr Zimmer zu gehen! Was hatten sie da zu schaffen? — Nun sie waren neugierig, es zu besehen. Ich selbst wäre es gewesen, in einem so elenden Wirthshause so viele Zimmer zu finden, und hätte geeilet, zu sehen, was doch das für ein Zimmer seyn müsse? Sie treten also offenbar ohne Ursache ab: denn war es im Saale nicht so gut, als in diesem Zimmer? Wenn der Wirth noch den Einfall gehabt hätte, ihnen einige Erfrischungen anzubieten; wenn er gesagt hätte, der Coffe stünde in ihrem Zimmer fertig, und würde kalt werden; nun so möchten sie gehen, um zu trinken! Wenn sie nun aber abtreten, siehe da eine

eine leere Scene! Der dritte Auftritt ist im Zimmer des Mellefont. Der Vorhang, oder die Thüre durfte sich eher nicht eröffnen, als bis Sir Sampson abgetreten war: denn sonst hätte ihn Mellefont nothwendig sehen müssen! Daß dieses die ganze Handlung umgestossen haben würde, darf ich ihnen wohl nicht erst beweisen. Die Scene bleibt also so gewiß leer, wenn Sampson abtritt, als dieser ohne Grund abtritt. — Eine Kleinigkeit! — Man muß dem Herrn Lessing, der den Anfang der Messiade Zeile vor Zeile tadelt, kein Wort durchgehen lassen! Zudem, mein Herr, wollte ich ihnen gern zeigen, wie parteyisch die Verfasser der Bibliothek, wenigstens in Ansehung seiner und des Herrn Utz sind! Lesen sie nur im ersten Stücke des zweyten Bandes die Critik über das Trauerspiel: der Tod Adams, S. 224. und sagen sie mir alsdenn, wie diese Verfasser das Trauerspiel des Herrn Lessings ein vortreffliches Trauerspiel nennen konnten, da es an Fehlern, die sie tadeln, so reich ist: und noch weit größere hat, als diese, daß weder Handlung, Ort noch Charaktere die besten sind! — Doch ich nehme vielleicht schon vieles voraus, was ich erst beweisen sollte.

Wollen sie mehr Exempel haben, daß die Scenen nicht zusammenhangen, und folglich

auch unmöglich die Handlung; so sehen sie den ersten und zweyten Auftritt, und den siebenden des dritten Aufzugs nach. In der ersten Scene geschieht der obige Fehler noch einmal, und ist um desto gröber, da erst der Saal, und hernach der Sara Zimmer der Schauplatz ist. Von der Unwahrscheinlichkeit der Veränderung dieses Schauplatzes habe ich schon oben geredet; aber daß erst im Saale Sir Sampson und Waitwell reden, die noch unwahrscheinlicher auftreten und abtreten, als vorhin, und daß gleich darauf Miß Sara in ihrem Zimmer vorgestellt wird, macht den ersten Fehler noch gröber. Warum erscheinet Sir Sampson mit Waitwell im Saale? Er hatte diesem einen Brief an seine Tochter zu geben; das sollte der Zuschauer wissen; das ist gut! Aber daß der Dichter es ihm durch einen unwahrscheinlichen Auftritt wissen läßt, davor ist ihm kein Mensch verbunden. Konnte er denn dem Diener seinen Brief nicht in seinem Zimmer geben? Was ist für Wahrscheinlichkeit, daß er erst mit ihm in den Saal gehet, um ihm diesen Brief geben zu können? Und endlich gehet er doch wieder in sein Zimmer. Warum bleibt er nicht im Saale? War der Vater nicht neugieriger, als daß er sich mit kaltem Blute wieder davon begab? Ich wäre vor Neubegierde nicht vom Flecke getreten!

Ich hätte noch mehr gethan; ich hätte die Antwort dringend im Briefe vorgestellet, um sie desto eher zu erhalten; und ein jeder Vater, wie Sir Sampson, hätte es mit mir gethan. Aber der Brief sollte der Miß eingehändigt werden, und der Zuschauer sollte es sehen; der Vater mußte alsofort, troß seiner Neubegierde, fort! — Sehen sie, mein Herr, wie unnatürlich dieser Auftritt ist, wie kalt, eiskalt die Handlung, da sie ohne die geringste Rede, bloß durch das Warten des Vaters, so heiß hätte seyn können! Da er also wieder abtritt, so muß die Scene so lange leer bleiben, daß er gemächlich abtreten kann; oder er muß laufen, daß er seine Sara nicht zu sehen bekomme, die er zu sehen bloß da ist. — Wer so handgreifliche Fehler nicht merkt, der muß kein Trauerspiel vortrefflich nennen! Sehen sie auch den Waitwell, der von der einen Seite abtritt, und gleich darauf aus einer andern Scene wieder hervortritt, ohngeachtet der ganze aufgezogene Vorhang, wenn er noch einen Augenblick gewartet, ihm die Mühe ersparet hätte, einen Umweg zu nehmen. Wie unnatürlich!

Aber ich schweife aus. Dieses ist wider unsern Willen nur gar zu leicht, wenn wir auf dem geraden Wege immer Fehler finden, immer genug aufzuräumen haben. Ich wollte ihnen

also

also zeigen, daß die Handlung kaltsinnig, langsam, ohne Bewegung gerade fortgehe; ich wollte zeigen, daß in dem ersten Aufzuge wenig oder nichts geschieht, und war bis zum dritten Auftritt gekommen. Die beyden ersten Auftritte waren ganz müßig. Und was geschieht in diesem Auftritte? Eben so wenig: wo vielleicht das nicht recht viel ist, daß wir die vorigen Nachrichten noch einmal hören, und vielleicht noch ein Bischen mehr von dem Charakter des Mellefont erfahren. Denn was war der Innhalt der ersten Auftritte? Dieser, in dem Wirthshause, wo wir den Sir Sampson antrafen, war seine Tochter, die ein Verführer ihm geraubt hatte; im zweyten? Eben das: und in dem dritten? Eben das; nur sagt es uns der Verführer, Mellefont selbst; nur erfahren wir noch den Umstand, daß Sara, die Geraubte, tugendhaft war, wenn wir dieses aus dem Bekenntniß des Vaters, und aus dem Lobe des Waitwell noch etwa nicht gewußt hätten. In dem vierten kommen wir noch keinen Schritt aus der Stelle: man meldet uns nur, daß Sara — schlecht geschlafen habe; und daß wir sie — bald sollen zu sehen bekommen. In dem fünften hoffen wir noch auf sie, und hören nichts mehr, als wie Mellefont sie empfangen wird. Im Vorbeygehen sagen sie mir doch, was sollen die

weitschweifigen Ceremonien zwischen zwoen Personen, die sich so genau kannten? Sara läßt sich melden! In ihrem unruhigen, untröstbaren Zustande hat sie noch Zeit genug, sich melden zu lassen. Welch eine Langsamkeit! Wäre nicht zehnmal mehr Handlung und Affect in die Action gekommen, und würde sie nicht der Natur ihrer Angst und Unruhe gemäß gehandelt haben, wenn sie ungemeldet gekommen wäre? Und Mellefont scheint sich noch zu bedenken, ob er ihren Besuch annehmen will? Mellefont, den man anderswo so zärtlich machen will, antwortet kaltsinnig: Sag ihr, daß ich den Augenblick bey ihr seyn wolle: und da geantwortet wird, sie wolle selbst zu ihm kommen; versetzt er: eiskalt, eiskalt! Nun so sag ihr, daß ich sie erwarte — — und seufzet. Vermuthlich über seine eigene Kaltsinnigkeit. Wie, mein Herr! ist das die Sprache der Liebe? Da er hörte, daß seine Geliebte sich nicht wohl befand, daß sie sehnlich ihn zu sehen wünschete, da kann er noch einen Augenblick warten, da hat er noch Zeit, den Boten erst wieder voraus schicken zu wollen, und den Augenblick nachzufolgen? Was für Phlegma, mein Herr! Ohne ein Wort zu reden, wäre ein Lovelace zu seiner Geliebten geflogen, so bald er die Nachricht erhalten, daß sie sich nicht wohl befände! Aber Mellefont geht

nicht

nicht vom Flecke; er hat etwas anders zu thun; er weinet: und ich möchte über sein Phlegma, und über seine Grobheit bersten! Nun habe ich also schon fünf Auftritte angehöret, und weis noch nicht, was ich denken, noch für wen ich mich interessiren soll. Aber Geduld! Sara kommt. Was hat denn der Diener Norton noch da verlohren? Warum gieng er nicht gleich? — damit wir noch einen zwar kurzen, aber eiskalten Auftritt mehr haben möchten. Einen Auftritt, worinn weiter nichts geschieht, als daß Mellefont die Sara also anredet: Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebste Miß! — und hernach seinem Diener befiehlt fortzugehen! Dieser rechtfertigt auf eine Art seinen Abtritt, indem er gehet, die den Zuschauer, wenn es ihm auch sonst nicht eingefallen wäre, recht deutlich sagt, daß er schon am Ende der fünften Scene hätte gehen sollen, und daß er nur deswegen da blieb, eine Lücke zwischen den Scenen auszufüllen. Mit der siebenden Scene hebt eigentlich die Handlung erst an; oder wenigstens sollte sie die zwote seyn: denn alles, was die sechs ersten sagen, konnte in einer einzigen kurzen Scene füglich gesagt werden. Dieses, mein Herr, heiße ich eine kalte, langsame, gedehnte Handlung, die unmöglich interreßiren kann. — Aber weiter. Sara stellet dem Mellefont ihre Beunruhigung vor,

dringet in ihn, daß er sich mit ihr verheyrathen möchte, und weil der Leser zu dem Affect des Mitleidens noch gar nicht vorbereitet war, oder besser, weil der Dichter noch nicht Affect genug in die Handlung zu bringen gewußt hatte, so will er dem magern Innhalt dieser Scene mit einem Traume aufhelfen. Welch ein gemeiner Kunstgriff! Was erhält er dadurch für Vortheile? diesen, daß die Scene gedehnter wird, vielleicht auch aussiehet, als wenn sie Affect hätte, und noch den, daß man seine Sara für eine Träumerinn hält, der man mit allem Rechte das antworten möchte, was Nearch dem Polieuct sagt:

Quoi, vous vous arretés aux songes d' une femme!

Dieser Traum, erlauben sie mir noch dieses zu seinem Nachtheile zu sagen, hat nicht allein gar keinen Nutzen; sondern er ist in vielen Fällen schädlich. Wir wissen noch wenig von der Handlung, und nun zerstreut man, da wir sechs kalte Scenen hindurch mit Verlangen etwas wesentliches zu hören, umsonst gewartet haben, unsre Aufmerksamkeit mit einer ganz fremden Sache; mit einem Traume! Man verabsäumet den wahren Affect eines beunruhigten Frauenzimmers, das die Liebe zu einem Fehler verleitet, den es bereuete, das seine Ehre

hoch=

LB Coburg

hochschätzte, das sein Gewissen gern befriedigen wollte, alle diese hierinn liegende mächtige Empfindungen verabsäumet man, um uns mit einem Traume zu unterhalten; man schwächet dadurch unsern Begriff von der Liebe zur Tugend, den wir von diesem Frauenzimmer haben könnten, von ihrer heißen Reue, die sie empfinden, und von der Begierde, die sie haben sollte, wenigstens durch die Ehe ihre Ehre zu retten, und diese Liebe rechtmäßig zu machen; diesen ganzen Begriff, sage ich, schwächet man, weil man gern etwas prophetisches in das Trauerspiel haben wollte, und setzt seine Heldinn in Gefahr, daß wir, anstatt ihre Beunruhigung dem Gefühl der Tugend, dieselbe der Furcht eines Traumes zuschreiben, der sie mit dem Tode geschreckt hatte! Herrliche Vortheile! Und was für Nutzen hat der Traum? Wie wird er in der Folge gebraucht? zu nichts anders, als dem Leser den Ausgang von Ferne zu zeigen. Denn ich wollte wohl darauf geschworen haben, daß Sara sterben müßte, so bald ich den Traum hörte! Und nur in einer einzigen Rede einer Scene hernach hat dieser Traum seine Anwendung, und setzt Sara in eine Angst, worein sie die bloße Gegenwart der Marwood ohne hundert Träume hätte setzen können, und setzen müssen. Soll ich ihnen noch mehr zum Nachtheil des Traumes sagen? Nur noch eine

Anmerkung aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften: Was sie von den Ahndungen des Adams S. 218 und 219 sagen, muß auch nothwendig von diesem Traume gesagt werden. Alle diese Maschinerien scheinen uns von der tragischen Einfalt gar zu weit entfernt zu seyn, und können unmöglich eine Wirkung haben. Haben sie diese Anmerkung vergessen, oder noch nicht gemacht gehabt, als sie Miß Sara ein vortreffliches Trauerspiel nannten? Uebrigens wollte ich diese Ahndungen Adams weit eher rechtfertigen, als diesen Traum. Wie wäre es, wenn wir eben eine solche Begeisterung desselben voraussetzen könnten, womit die Verfasser die Ahndung des Oedip rechtfertigen? Bey der Sara ist dieses ganz unmöglich, wenn wir nicht lächerlich seyn wollen. In was für einem Ansehen stehen in unsern Tagen die Träume? dem ohngeachtet wagt es der Dichter, den Traum fast Wort vor Wort eintreffen zu lassen, und empöret alle Vernunft wider sich, indem er uns so abergläubische Dinge glaublich machen will. Der Traum ist also mehr, als unnütz und leer; er ist der Wirkung schädlich! Und gleichwohl ist dieser meistens der Innhalt des siebenden Auftrittes: denn das wenigste sind Empfindungen der Reue, Tugend und Liebe. Gleichwohl war dieses die Hauptsache, daß

sie den Mellefont durch alles, was rührend war, beschwor, und bewegte, sie noch heute zu heyrathen. Mellefont, der ohnedem die elendesten Gründe hat, die man sich nur einbilden kann, ihr diese Bitte abzuschlagen, eben dieser Mellefont hätte es ihr nicht nur nicht abschlagen, sondern es ihr gewiß versprechen, und zu allen Anstalten eifrig Hand anlegen müssen. Sehen sie da, den Anfang der Handlung, Interesse, Absicht, Ende, das der Zuschauer erwarten soll, und begierig erwartet haben würde! Wenn hiezu noch der Brief von dem Vater gekommen wäre, so hätte der Zuschauer alle wahrscheinliche Hoffnung gehabt, einen glücklichen Ausgang zu erwarten; und die Freude, worinn der Vater und sein Diener, wenn es nach meinem Vorschlage eingerichtet gewesen wäre, dem Zuschauer über die Wiedergefundene Sara vor Augen traten, hätte ihn dazu vorbereitet gehabt. Dann war es Zeit Catastrophen aus der Handlung hervor zu holen; die Schwierigkeiten von Scene zu Scene zu vermehren, dem Vater den Zutritt zu seiner Tochter unmöglich zu machen u. d. g. Aber was thut unser Dichter? Mellefont schlägt seiner Geliebten, seinem Charakter, und aller Wahrscheinlichkeit zuwider, eine der billigsten Bitten ab, und der Dichter glaubt, uns mit einem so kindischen Grunde, als in

Ansehung der heissen Liebe, der äusserſten Reue, die zweydeutige Hoffnung einer Erbſchaft iſt, die ohnedem hier ſo wenig wahrſcheinlich gemacht worden, daß man ſich über die Unfruchtbarkeit der Erfindung eben ſo ſehr, als über die wunderliche Halsſtarrigkeit des Mellefont verwundern muß. Sarchen kommt alſo, und gehet ziemlich gelaſſen wieder weg? Warum? Ein Brief kommt dazwiſchen; ſie vergißt ihren wichtigen Vortrag, und damit er ihn leſen könne, gehet ſie wieder fort, ohne etwas gethan zu haben. Was hat nun der Leſer für eine Handlung? Gar keine. Was weis ich denn, was ich erwarten ſoll oder nicht, wenn man mir gar keinen gewiſſen Anfang von einer Sache wiſſen läßt? Ich denke, ſie wird wohl noch einmal wieder kommen, um ihn zu bitten. Nichts weniger! Sie ſprechen noch oft mit einander; aber kein Wort hievon, kein Wort von dem, was am wichtigſten war! Dieſe Handlung gehöret alſo nicht mit zum Trauerſpiele; und ich bekümmere mich auch nicht weiter darum; da ich ſo übel befriedigt bin, ſo will ſich meine Neubegierde an dem Brief erholen; und ich erfahre, daß Marwood da iſt — Das iſt der Innhalt der ganzen erſten Handlung; einer Handlung, worinn nichts geſchieht, ob gleich zehn und mehr Sachen aufs Tapet gebracht werden;' davon keine

ein-

einzige mit der andern gnugsam verbunden ist; davon mich keine einzige intereßiret.

Soll ich den übrigen Handlungen gleichfalls Fuß vor Fuß folgen? Nein, es ist überflüßig, und mein Brief ist eine Dissertation geworden. Was hätte ich ihnen noch alles zu sagen, mein Herr! wenn ich von der unnatürlichen Langsamkeit des Vaters, und der Miß Sara, in Ansehung des Briefes, die abermal eine neue Handlung anfangen, und nicht vollenden; von der Unnatürlichkeit jeder Handlung des Mellefonts, von der Unordnung und öftern Unterbrechung des Leitfadens der Geschichte; von den uninterressanten Charakteren, und überhaupt von der Unwahrscheinlichkeit des Trauerspieles reden wollte!

Von den Fehlern in den Empfindungen, in den Gesprächen, von dem Ausdrucke sollte ich indeß noch etwas reden! — Doch nein! Lesen sie dieses Trauerspiel mehr, als einmal; so werden sie es nicht nöthig haben, diese Fehler von mir zu hören. Wenn die Herren Verfasser der Bibliothek im Ernst dieses Trauerspiel ein vortreffliches genannt haben, so können etwas mehr, als mittelmäßige Dichter sich gewiß wagen, um den Preiß zu arbeiten, den dieselben auf das beste Trauerspiel ausgeschrieben

ben haben. Denn wahrhaftig, einige schöne Stellen machen kein Trauerspiel vortrefflich; und wenn ich auch gestehe, daß Miß Sara Sampson viele Schönheiten hat, so ist sie deswegen noch nichts mehr, als gut, wenn die ganze Einrichtung und Erfindung nur etwas mehr, als mittelmäßig ist. Ich habe eben noch Raum ihnen zu sagen, wie sehr ich bin rc.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Mein Herr!

Wissen sie wohl, daß sie in ihrem Briefe mehr versprechen, als sie halten? Sie versprachen, mir zu zeigen, daß in dem Plan des Trauerspieles Miß Sara Sampson gar keine Wahrscheinlichkeit, gar keine dramatische Erfindung sey. Sie wollten beweisen, daß nur ein Charakter ziemlich sey;

seyn; daß vieler Orten das Komische herdurch siehet, und daß die Affecten meistens unnatürlich und gezwungen wären. Das war viel versprochen, und wenn sie ihr Wort gehalten hätten, so hätte ich es für sie gegen jedermann behaupten wollen, nicht allein, daß das Trauerspiel nicht vortrefflich, sondern auch, daß es schlecht wäre. So verwegen bin ich, mein Herr, wenn ich zureichende Gründe habe!

Sie sollen sehen, daß ich nicht parteyisch bin. Ich gestehe es ihnen, daß ich den ersten Aufzug nicht für den schönsten halte, und ich will ihnen selbst ihre Dissertation zu Ende bringen helfen; wenn sie nur so gütig seyn wollen, die schwersten Punkte zu übernehmen. Ich gestehe es ihnen, ich lese des Herrn Lessings Schriften mit Vergnügen: viele darunter finde ich vortrefflich: denn alle darf ich wohl nicht sagen, sonst müßte ich die Miß Sara Sampson darunter zählen, und von dieser wollen sie mir doch das Gegentheil erweisen. Doch macht mich dieses Vergnügen, das ich an vielen Schriften des Herrn Lessings finde, nicht gegen alle blind. Zuweilen schläft auch Homer! Und davon will ich sie itzo überzeugen. Sie haben gesagt, das Komische siehet durch das Tragische an verschiedenen Orten, und der Affect ist oftmals unna-

türlich und gezwungen. Diesen Beweis will ich wohl an ihrer Stelle führen: aber ich sage es ihnen voraus, sie werden damit das nicht gewinnen, was sie zu gewinnen hoffen. Wo finden sie ein Trauerspiel ohne alle Fehler? Sie müssen, wenn sie gewisse Werke vortrefflich oder vollkommen nennen, denjenigen Grad der Vollkommenheit verstehen, den das menschliche Genie erreichen kann. So bald sie diesen Begriff damit verbinden, so bald werden sie sagen, daß vortrefflich seyn, und einige Fehler haben, sich nicht aufhebt. Machen sie die Anwendung selbst. Wenn ich nun aber diesen Beweis geführet habe; so werden sie mir doch auch erlauben, gegen ihre Anmerkungen Erinnerungen zu machen, und ihnen Schönheiten in der Miß Sara Sampson zu zeigen? Erlauben sie es immer, mein Herr! ich bin eigensinnig, und würde es allenfalls ohne ihre Erlaubniß thun.

Sie beklagen sich über gar zu viele Nachrichten in dem Trauerspiele; wir müssen also sehr verschieden von demselben urtheilen: denn ich habe noch nicht Nachrichten genug! Ich weis zu wenig Böses von der Marwood und von dem Mellefont, und zu wenig Vortheilhaftes von der Sara, daß ich mich schon für sie, für einen jeden nach Verdienst, interreßiren

könnte, indem ich sie sehe. Aber ich sage mehr, als ich beweisen wollte. Was soll ich also beweisen? Kleinigkeiten, mein Herr, die einem Dichter, der sonst schön ist, eben so wenig häßlich machen, als einige kleine Sonnensprossen ein schönes Gesichte. Der Affect scheinet mir an einigen Stellen nicht natürlich genug. Warum? mein Herz hat die Probe gemacht! Er hat mich nicht gerühret. Ich las diese Stelle noch einmal, und ich glaubte darinn die Ursache zu finden, weil bey einigen der Dichter mich nicht genugsam vorbereitet hat, weil andre keine wirkliche Empfindungen ausdrücken, oder doch nicht solche, die ich vermuthete. Wenn ich ihnen von jeder ein Beyspiel gebe, haben sie denn genug? Setzen sie mich nicht in die Verlegenheit, mehr aufzusuchen, mein Herr! Vielleicht möchte ich sie nicht finden, und gewiß würde es mir eine verdrießliche Arbeit seyn; weil ich des Schönen wegen das Schwache zu übersehen gewohnt bin, wenn ich dieses letzte so selten finde.

Zu der ersten Art des Heftigen, wozu ich nicht vorbereitet bin, gehört gleich der Ausdruck des Mellefont in seinem ersten Monologe: Ich will nicht, daß ein Mensch um mich glücklich sey. Der Ausdruck ist so heftig, daß man ihn von einem Manne nur erwarten kann,

der

der so weit in seiner Verzweiflung gekommen ist, daß er alle Menschen hasset. Mellefont ist mir noch unter keiner so boshaften Gestalt, in keinen so verzweifelten Umständen bekannt; und was noch mehr ist, so ist dieses keine Empfindung, und kann nur ein Ausruf seyn, und müßte also anders ausgedrückt werden. Lesen sie nur zwo Zeilen vorher. Mellefont weckt den Norton: er sagt: Er schläft noch. Aber bin ich nicht grausam, daß ich den armen Teufel nicht schlafen lasse? wie glücklich ist er! „Hier ist offenbar eine Empfindung, ein Mit„leiden gegen den Norton.„ Es konnte also unmöglich so gleich darauf eine ganz widrige Empfindung in ihm ohne Ursache entstehen; er konnte unmöglich eben diesen Diener, den er bedauerte, so sehr hassen, daß ihn seine Glückseligkeit beleidigte! Folglich konnte es keine Empfindung seyn; von einer solchen Bosheit hatte ihn schon sein erstes unmittelbar vorhergehendes edles Mitleiden losgesagt. Es konnte nichts mehr seyn, als ein unüberlegter Ausruf in der Heftigkeit seines Gefühles von seinem eigenen Unglück, und kein boshafter Entschluß, Leute unglücklich zu machen. Aber um dieses zu seyn, scheinet er mir zu wild ausgedrückt; und sollte etwan in eine Frage verwandelt werden: **Wie glücklich ist er! —— Will ich denn, daß ein Mensch um mich glück-**

glücklich sey? Soll es aber ein Entschluß einer Empfindung seyn, so muß man gestehen, daß wir durch das Vorhergehende nicht genugsam zubereitet sind, und daß der Ausdruck die Wirkung nicht haben kann, die er haben soll. Eben so nennt sich Mellefont in eben dem Auftritte einen Elenden, den die Erde nicht tragen sollte. Warum? Bey dem Gefühl einer so starken Reue sollte ich mir einen Mann vermuthen, der weit größere Bosheiten begangen hätte, als einige Liebesstreiche. Eine Unschuldige verführen ist Bosheit genug, das ist gewiß; eine Bosheit, die billig die öffentlichen Gesetze mit der größten Schärfe bestrafen sollten; aber diese Reue, die ich schon an dem Mellefont gefunden habe, vermindert diese Bosheit ungemein, und ich hoffe mit Zuversicht, daß er diese geraubte Unschuldige durch eine Heyrath der Schande und dem Unglück entreißen wird. Sollte ich dieses nicht hoffen; so ist der Dichter schuld daran, der ihn so geschildert hat, daß ich nicht anders kann. Und habe ich Recht, daß ich es hoffe, so kann sich Mellefont unmöglich selbst einen Elenden nennen, den die Erde nicht tragen sollte, weil er sich des Entschlusses bewußt seyn muß, daß er diese Unschuldige liebt, und sich mit ihr verbinden will. Er macht sich freylich noch damit nicht von seinem ganzen Laster loß; aber ein

Elender, den die Erde nicht tragen sollte, ist eine viel zu harte Benennung für ihn, so gar in den Augen der Welt, vielmehr in seinen eigenen Augen. Wenn Lovelace so redete, so wäre der Ausdruck angemessen. Aber welch ein Unterschied zwischen dem Charakter des ersten und des letzten! Es hilft dem Dichter auch nicht, daß er hernach seine Lebensart anschwärzet. Dieses sollte vorher geschehen seyn. Wenn ich sagen soll, was ich dabey empfinde, so kömmt es mir vor, als wenn der Dichter ihn mit Gewalt durch seine Beschuldigung boshafter machen will, als er ihn in der That geschildert hat. Ich kann es also nicht anders, als für eine Verläumdung, wenn ich dieses Wort hier gebrauchen darf, halten, so lange **Mellefont** selbst nicht boshafter erscheint. Er kömmt mir zu ehrlich vor, ist sich durchgehends nicht gleich; mich dünkt, er sollte wilder seyn; so wild, wie Lovelace; er ist aber sittsam, ja die Wahrheit zu sagen, ein bischen simpel. Im fünften Auftritte weinet **Mellefont** ohne genugsame Ursache, und also am unrechten Orte. Betty erzählet ihm, daß seine Fräulein einen schrecklichen Traum gehabt habe. **Mellefont** war in der That kein Lovelace! In dem gedachten Monologe, sagt **Mellefont**, bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: sie möchten mich zu weit führen. Dieses ist gegen das an-

dre,

dre, was gesagt wird, gegen seinen Affect, worinn er sagt, daß er wieder eine Nacht auf der Folter zugebracht habe, in der That sehr unbestimmt und kalt, und kann unmöglich gut declamiret werden; weil der Vördersatz weit heftiger ist, als der Nachsatz. Es finden sich wohl noch einige dergleichen Stellen: aber ersparen sie mir die verdrießliche Mühe, sie unter vielen schönen zu suchen; und lassen sie mich itzo zeigen, daß das Komische oft durch das Tragische herdurchscheinet: alsdenn bin ich ihnen nichts mehr schuldig.

Der Dichter hat sich, in Ansehung dieses letzten, nicht genug für einigen Zweydeutigkeiten in Acht genommen, und dem Frauenzimmer einige Ausdrücke in den Mund gelegt, die bey gewissen Leuten stärker ins Gehör fallen, als bey andern, und die ich deswegen geändert wünschte: Ich will ihnen die Seiten anführen, sie mögen sie selbst nachlesen; vielleicht finden sie, daß ich mich geirret habe. Die eine stehet S. 23. die andre erinnere ich mich gelesen zu haben; aber ich entsinne mich weder der Worte, noch der Person, die sie sagt. Wenn meine Empfindung dabey richtig gewesen ist, so werden sie dieselbe vermuthlich finden, wenn sie das Trauerspiel noch einmal lesen. Nun sollte ich ihnen noch einige Exempel des Komi-

schen geben! — Ich blättere und blättere, und kann sie zum Unglück nicht finden. Wollten sie aber wohl, daß ich zween oder drey kleine Fehler zu suchen, das ganze Trauerspiel noch einmal lesen sollte? Nein, mein Herr! das erhalten sie nicht von meiner Trägheit; wenn ich es noch einmal lese, so will ich meine Arbeit bezahlt haben; ich will es der schönen Stellen wegen lesen, und mich mit Vergnügen bezahlt machen. Sie sehen, wie schlecht ich zum Kunstrichter geschaffen bin! und doch können sie sich einbilden, daß ich geschickt sey, aus ihnen einen rechten Streiter zu machen! — Und sie? was brauchen sie noch erst zu werden? Sie haben schon alles, was ein Kunstrichter haben muß. Halten sie dieses nicht für ein Compliment! Nein, es ist so wenig ein Compliment, daß ich nöthig finde, sie um Verzeihung zu bitten, daß ich es ihnen gemacht habe. Sie verstehen mich vollkommen, und wissen genug, was ich sagen will. Sie fühlen, daß ich ihre kleine Bosheit bestrafen will, ihre nicht gar zu unschuldige Lust, das Gute an Schriftstellern zu übersehen, und nur seine schlimmsten Seiten den Augen der Welt zu enthüllen; ihrem Witze allda Freyheit zu lassen, und ihre Begierde zu spotten recht zu sättigen! Wenn ich ihnen dieses sage, so lachen sie, und fragen mich, ob ich jemals einen bescheidenen Kunstrichter gesehen

hen habe? Ob ich je eine Kritik ohne bittere Spöttereyen und kalte Lobsprüche gelesen habe? — Wenn ich sie nicht gelesen habe, mein Herr, so würde ich mir doch wünschen, von ihnen die erste zu lesen! Ich weis aber, ich darf dieses nicht hoffen; und um ihr kleines boshaftes Herz zu bestrafen, sollen sie nun noch in meinem Briefe lauter Schönheiten hören! Das soll die Strafe für ihre Unart seyn.

Ich sage ihnen also, daß ich sehr schöne Auftritte, mächtige Stellen und Meisterzüge in der Miß Sara Sampson finde. Ich glaube zwar nicht, daß sie dieses läugnen werden; aber sie verschweigen es. Ich will also in ihrem Namen reden. Ich versichere sie, mein Herr, wenn es auf den Beweis von Schönheiten ankömmt, wenn von dem Lobe die Rede ist, das ein Schriftsteller verdienet hat, so bin ich der erste, der redet. Diese Arbeit ist angenehm und leicht; man darf dergleichen Stellen nur zu fühlen geben, so hat man bewiesen.

Waren sie es nicht, der von den kurzen mächtigen Ausdrücken und Antworten der tragischen Personen mit mir redete, die auf einmal ihr ganzes Herz öffnen, auf einmal ihren ganzen Charakter entdecken; oder die einen unerwar-

erwarteten schrecklichen Zufall so kurz ausdrücken, wie die Natur in dergleichen Fällen redet? Das bekannte

qu'il mourut

des Corneille hat noch bey keinem Menschen, der einer edlen Empfindung fähig, der fähig ist, ein Trauerspiel zu hören, seine Wirkung verfehlet. Alle große tragische Genies sind reich an dergleichen mächtigen Schönheiten. Ich habe Lust, zu denen, die schon von andern bemerket worden sind, noch neue hinzu zu fügen, und übergehe also diejenigen, die die Herren Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften in der Abhandlung von dem Trauerspiele angemerket haben. **Voltaire**, **Crebillon** und **Young** sind vor andern reich an diesen Schönheiten. Wie gefällt es ihnen, wenn in dem **Mahomet** Omar ihn einen König nennet, und wenn Zopyre fragt:

Ein König? Wer hat ihn gekrönet?

antwortet: — — — Seine Siege!

Doch ich wollte gern ein wenig ordentlich von diesen starken Schönheiten, oder dem Erhabenen im Trauerspiele reden. Vergeben sie mir diese Ordnung an einem Orte, wo es oft besser ist, unordentlich zu seyn.

Ich bemerke, daß diese Schönheiten von einer dreyfachen Art sind. Sie drücken nämlich sowohl einen heftigen Affect, als einen sanften aus. Sie schicken sich für den Zorn, die Wuth, die äußerste Verzweifelung eben sowohl als für den ruhigen Zustand des Herzens; und die dritte Gattung scheinet aus einem innerlichen erhabenen Stolze herzufließen, aus einem Herzen, das sich blos auf sich selbst verläßt. Von der ersten Art ist die Antwort des alten Horaz, qu'il mourut! Crebillon, der von gleichen Schönheiten voll ist, hat eine vortreffliche Stelle in seinem Pyrrhus, die jener ähnlich ist, und vor derselben noch dieses voraus hat, daß sie sich mit einem gleichen Affect schliesset. Corneille hat, wie sie wissen, sein qu'il mourut durch die folgende schwache Zeile nicht unterstützet; er hat den Affect nicht erhalten, oder, wie die Franzosen es nennen, nicht souteniret. Crebillon hingegen wird nach derselben noch stärker. Ich muß diese Stelle hieher setzen: Helenus hatte eben erfahren, daß er Pyrrhus war, und den ersten Namen nur zu seiner Sicherheit, wegen des Neoptolems, seines Feindes, der ihm den Thron geraubt, und seinen Tod wünschte, geführt. Unter dieser falschen Person, als Helenus, sollte er die Tochter des Neoptolems erhalten, der ihn nicht kannte. Dieses sind die merkwürdigsten

Züge der Geschichte, die sie vorher wissen müssen. Pyrrhus redet nun unter dem falschen Namen Helenus mit dem Neoptolem. Er versprach dem Neoptolem, ihm den Pyrrhus in die Hände zu liefern, wenn er den Prinzen von Illyrien, der sein Gefangener war, los-ließe. Neoptolem willigt darein, und giebt Befehl, ihn loszulassen, doch, sagt er zum Pyrrhus, befiehl auch du, daß Pyrrhus erscheine. Itzo kommt eine Vorbereitung, die in allen Absichten ein Meisterzug ist. Glaube nicht, sagt Pyrrhus, daß du ihn lange erwarten sollst, fürchte dich vielmehr für seinem Anblick: aber vorher sage mir erst sein Schicksal:

Sois sincere sur-tout! quel sera-t-il?

Neoptolem.

La mort.

Hören sie nun den Pyrrhus in aller seiner Größe:

S' il ne craignoit que toi, Tyran, ta barbarie
Te couteroit bien-tôt et le Frône et la vie.
Voyons donc jusqu' où peut aller ta fermeté!
Mais pour laisser ta haine agir en liberté,
Je vais te rassurer contre un fer redoutable,
Qui rendroit dans mes mains ta perte inevitable.

Er wirft sein Schwerdt dem Neoptolem zu Füssen, und fähret fort:

Frappe,

Frappe, voila Pyrrhus!

Welch eine Größe, welche Unerschrockenheit, welch ein Trotz! Sehen sie, mein Herr, wie stark die Anlage, die Vorbereitung, das letzte Frappe, voila Pyrrhus! macht? Es war ihm nicht genug, daß er es wußte, daß er sterben müßte, so bald ihn Neoptolem erkennen würde: er zwingt ihn vorher, daß er es ihm selbst sagen muß. Und das kurze la mort des Neoptolems läßt in diesem Augenblick den Zuschauer in das Herz des Tyrannen sehen, und zeigt ihm, daß er so sehr entschlossen war, den Pyrrhus umzubringen, daß er keinen Augenblick Bedenkzeit brauchte, es zu sagen. Und hieran hat Pyrrhus noch nicht genug; er bringet ihn durch seine Verachtung noch dazu in Wuth, und aus einer heroischen Zuversicht auf sich selbst, daß er seinem Feinde schrecklich seyn würde, wirft er erst alle Waffen von sich, und dann sagt er ihm: Voila Pyrrhus! Bemerken sie doch, mein Herr, wie ein Umstand hier dem andern zu Hülfe kommt, und wie meisterlich alles vorbereitet ist, das kurze Voila Pyrrhus! so stark zu machen, als es nur immer möglich war. Diese Stelle ist indeß noch von keinem Kunstrichter angeführt, so viel ich weis; und ich verwundere mich zum höchsten darüber. Sie ist die stärkste, die ich von dieser Art gelesen habe, und übertrifft gewiß noch das qu'il

mourut des Corneille im ganzen Zusammenhange. Doch hat sie diesen Fehler, daß die Rede des Pyrrhus ein wenig gedehnet ist; und selbst das Wort, frappe, sollte wegbleiben: alles, was er sagen konnte, den Neoptolem aufzubringen, stecket schon in dem Voila Pyrrhus! Unter eben diese Art gehöret eine Stelle aus dem Tode Cäsars von Voltairen. Cäsar, der den Brutus umsonst zu besänftigen versuchte, geräth endlich in einen Zorn, und sagt ihm ungefähr, als dieser trotzige Senat, dieser stolze Bürger unter den Sylla kroch, was würde da Brutus gegen ihn gethan haben, wenn er gelebt hätte? Brutus antwortet:

Brutus l' eut immolé!

Brutus hätte ihn getödtet! — Eine vortreffliche Antwort für einen Brutus! und ich glaube, ich habe es nicht nöthig, ihnen dieses Vortreffliche erst zu erklären. Ich könnte leicht mehr Exempel aufsuchen, die hieher gehören; allein, ich habe noch Exempel von den beyden andern Gattungen zu geben. Daß diese kurzen mächtigen Antworten, die mit wenigem alles erschöpfen, was ein Schwätzer auf ganzen Seiten sagen könnte; Antworten, die in zwey Worten so viel sagen, daß man bey nahe eine ganze Dissertation darüber schreiben könnte, sich eben so schön für die heftigste Leidenschaft,

als für den ruhigen Zustand des Gemüths, oder auch für sanftere Leidenschaften schicken, kann ich ihnen aus dem Beyspiel des Zopyre im Mahomet zeigen. Er liebte den Seiden, und dieser ihn. Eine Sympathie der Verwandschaft des Geblütes regte sich in beyden gegen einander; ob gleich mehr in dem Zopyre, als in dem Seide. Dieser letzte wurde gleichwohl durch Aberglauben so weit gebracht, daß er jenem einen Stoß versetzte. Weder der eine wußte, daß er des andern Vater, noch der andre, daß er sein Sohn war. Gleich nach der That erfolgte in diesem die Reue. Er und Palmire werfen sich zu den Füssen des verwundeten Greises, der den Seiden deswegen nicht weniger liebte. Hercide erscheinet; Palmire und Seide liegen noch zu den Füssen des Verwundeten. Dieser siehet kaum den Hercide, so sagt er zu ihm, indem er auf den Seiden zeigt:

—— —— Das ist mein Mörder!

Welch eine Gelassenheit, welch ein redlicher sanftmüthiger Greis, und was für Liebe!

Ich muß hier im Vorbeygehen sagen, daß mir in der darauf folgenden Zeile die Uebersetzung das Original zu übertreffen scheint. Hercide wußte das Geheimniß, daß Seide ein Sohn des Zopyre war. Er bricht

in

in einen verwünschenden Ausruf aus, und sagt:

Unseliger Mörder! ach was muß ich dir entdecken!

Dieses ist noch nicht die Zeile, die ich meyne; sie folgt aber gleich. Voltaire hat sie versteckter: ich erinnere mich seiner Worte nicht mehr, und habe ihn nicht bey der Hand; er ist freylich kurz; aber was werden sie sagen, wenn ich diese wenigen Worte noch für zu langsam halte? Hören sie nur den Uebersetzer: er braucht zwar vier Worte, aber er behält, vermuthlich mit Fleiß, dieselbigen Worte bey, die Zopyre sagte, nur setzt er statt Mörder, Vater; und diese einfältige Antwort ist seinem Schrecken vortrefflich angemessen. Hier ist die ganze Stelle nach der Uebersetzung:

Zopyre.

(der auf den Seide zeigt, und den Hercide ansiehet.)

Das ist mein Mörder!

Hercide.

O Geheimniß voller Schrecken!

Unselger Mörder! ach, was muß ich dir entdecken!

(auf den Zopyre zeigend.)

Das ist dein Vater!

Halten sie diese beyden gegen einander, und sagen

gen sie mir, ob ich Recht habe! Ich versichere sie wenigstens, daß diese einfältige Wiederholung eine erstaunliche Wirkung bey mir gehabt hat, die ich lange nicht empfand, als ich den französischen Text las. Eigentlich gehört diese Stelle nicht hieher; allein ich habe sie nicht vorbey lassen können, weil sie doch viele Aehnlichkeit mit dem hat, wovon die Rede ist.

Was ich noch zu sagen habe, gehört eigentlicher hieher: Seide giebt seinem Vater den Dolch, und beyde, Palmire und er, bitten um ihren Tod. Welch ein vortrefflicher Vater! Seine Antwort setzt in Entzücken! Welche Sanftmuth! Anstatt über die erschreckliche Nachricht zu erschrecken, regt sich in diesem Augenblick, da er erfährt, daß sein Mörder sein Sohn war, nichts als väterliche Liebe, ihn wiedergefunden zu haben, ist der Vater mit der Reue seines Sohnes zufrieden, und sagt, da dieser den Tod fordert:

J' embrasse mes enfans!

Der Uebersetzer ist in dieser Stelle sehr unglücklich:

Ich küß in euch mein Blut.

Wie weitschweifig! Wie lange muß ich nachdenken, ehe ich diese subtile Antwort fasse! — So lange muß ich nachdenken, daß die Wirkung darüber verlohren geht: aber

ich umarme meine Kinder!

Nun verstehe ich auf einmal alle Empfindungen eines Vaters gegen seine Kinder!

Nun, mein Herr, sollen sie mir auch dem Herrn Lessing Recht wiederfahren lassen! Folgende Stellen müssen sie hieher rechnen, und für vortrefflich halten; sie mögen es wollen, oder nicht. Mellefont, der die unschuldige Sara von der empfindlichsten Seite beleidiget hatte, von der Seite der Ehre und Tugend, wird von derselben gebethen, daß er die Ceremonie der Heyrath beschleunigen möchte. Aus Liebe zu ihm glaubt sie, nicht ihn, sondern sich selbst am meisten schuldig an ihrem Unglück, und erröthet, den Namen Tugend nennen zu hören. Mellefont sucht sie zu bereden, daß ein Fehler keine Tugend zerstöre, und setzt hinzu: Wenn sie sich selbst mit so grausamen Augen ansehen, mit was für Augen müssen sie mich ansehen?

Sara: Mit den Augen der Liebe.

Gestehen sie, mein Herr, daß diese Antwort in ihrer Art alles das Starke hat, was die andern in einer andern haben. Das Herz, die Liebe, die verdachtlose Unschuld redet darinn; und dennoch, ob gleich diese Antwort die Liebe der Miß so nachdrücklich und stark zeiget,

get, daß ich in gleichen Umständen, wenn ich ein Liebhaber wäre, alles lange Geschwätz meiner Geliebten verbitten, und eine solche Antwort zu hören wünschen wollte: dennoch, sage ich, faßt sie einen Tadel in sich, der nicht sanftmüthiger ausgedrückt werden könnte, und der zugleich die Vergebung, und seine stärkste Entschuldigung, Liebe, bey sich führte.

Wollen sie mehr Exempel? Was frage ich, ob sie wollen? Sie sollen mehr! — Den Augenblick, da ich noch einige aufsuche, die hieher gehören, und die ich mit der Bleyfeder gezeichnet hatte, finde ich eine, die nicht hieher, sondern zur ersten Gattung des Heftigen gehöret. Ich will sie vorerst mitnehmen, wenn etwan die Zeichen bey den andern mir nicht getreu geblieben seyn sollten. Sie werden sie im andern Aufzug in der sechsten Scene finden. **Marwood** zeigt sich in diesem Auftritte dem **Mellefont** in ihrer wahren Gestalt. **Mellefont** will seine und ihre Tochter mit sich nehmen. **Marwood** fragt:

Wem soll sie folgen, Verräther?

Mellefont.

Ihrem Vater!

Mar-

Marwood.

Geh, Elender! und lerne erst ihre Mutter kennen!

Mellefont.

Ich kenne sie. Sie ist die Schande ihres Geschlechts.

Sehen sie da, drey, statt einer, und alle drey so, wie sie seyn können!

Noch eine, mein Herr, schlagen sie die 192ste Seite auf, sie gehört gleichfalls zum Heftigen. Marwood hatte sich der Zeit zu nutze gemacht, da Miß Sara, aus Schrecken sie zu erkennen, in Ohnmacht fiel. Man wollte der Miß Stärkungen reichen: Marwood vertauschte das Glas mit einem Giftglase, das sie bey sich führte. Sara nimmt also Gift statt der Arzney. Niemand wußte es, Marwood entdeckte es selbst durch einen Brief, den sie zurück ließ, da sie sich selbst davon machte. Dieser Brief wird dem Mellefont in Gegenwart der Sara gereicht. Er lieset, er erstarret. Sara befiehlt ihrem Mädchen, ihm ihr Arzneyglas zu reichen — Er kann sich in diesem Augenblicke nicht fassen; er stößt sie zurück.

Nicht näher, Unglückliche — Deine Arzneyen sind Gift!

Außer der Natur, die hier genau getroffen ist, außer dem kurzen Nachdrücklichen, hat diese Antwort noch dieses, daß sie den Knoten auf die stärkste Art, die man am wenigsten erwartete, löset, und in wenigen Worten dem Zuschauer alles Schreckliche auf einmal zu fühlen giebt. Läugnen sie mir dieses, wenn sie können!

Ueberhaupt, mein Herr, ist diese Erfindung, daß Marwood Gift mit Arzney umtauschet, ein Meisterzug. Die Entwickelung hätte aus der Handlung nicht natürlicher hervorfallen können, und so schön er angelegt ist, so schön ist er ausgeführt. Auch dieses müssen sie mir nicht läugnen!

Lassen sie mich nun noch meine angefangene Dissertation vollenden. Die dritte Gattung der kurzen nachdrücklichen Antworten scheinet mir aus einem edlen Stolze, aus einer heldenmäßigen Zuversicht auf sich selbst herzufließen, und ist durchaus pathetisch. Sie kann auch zugleich heftig seyn, aber die heftigen Leidenschaften sind nicht ihre eigentliche Quelle, sondern der heldenmüthige Stolz, wenn ich ihn so nennen darf. Ich habe ihnen schon oben das Exempel des Omar angeführet:

Ein König? Wer hat ihn gekrönet?

Omar.

seine Siege!

In dem Porus des Racine finden sie eine gleiche Antwort. Alexander, dessen Gefangener Porus schon war, fragt ihn:

Comment voules vous que je vous traite.

Porus.

en Roi.

Sie müssen nur den Umstand nicht vergessen, daß Porus schon geschlagen, und ein Gefangener des Alexanders war; und wenn sie alsdenn aus dem ganzen Trauerspiele den Charakter des Porus nicht erkannt haben, so werden sie ihn aus diesen beyden Worten, en Roi, vollkommen kennen lernen.

Sind sie meines Lobes müde? Gut! ich will ihnen nur noch eine Stelle aus dem Young vorlegen, die ganz vortrefflich ist, und hieher gehöret. Lesen sie die Brüder. Posthumius, der römische Gesandte, will den Demetrius von dem Tode retten, den Philipp, sein Vater, ihm zuerkannt hatte. Er überführt ihn, daß ein verrätherischer Brief, woran Demetrius Theil haben sollte, von seinen Feinden geschmiedet war. Er will sich

nicht

nicht überführen lassen, sondern beschuldigt die Römer gleichsfalls derselben Verrätherey:

Ihr seyd seine Mitschuldige.

Posthumius.

Nein, wir sind seine Rächer! Es ist Krieg!

Philipp.

Ewiger Krieg!

Posthumius.

Das nächste mal, wenn wir wieder zusammen kommen — — — —

Philipp.

Wird es im Capitol seyn — — — Eilet, verlasset mein Königreich.

Posthumius.

Es ist nicht mehr Dein Königreich.

Philipp.

Ja, und das stolze Rom ist eine Provinz davon.

Ich will keine Anmerkungen hinzusetzen. Alle Anmerkungen verdunkeln nur: und Herr Klopstock hat völlig Recht; solche erhabene Stellen bekommen von der Kürze, dem Feuer, und der Stärke der Gedanken mehr Licht. Wer sie nicht im Augenblicke ganz deutlich einsiehet, der hat die Hoffnung verlohren, daß man sie ihm deutlich machen werde. Wie in einer Nacht

ein schneller Blitz auf eine Minute eine finstere Gegend ganz helle macht, so erleuchten diese Ausdrücke in dem Augenblicke den, der sie höret oder lieset. Wer nichts gesehen hat, indem es blitzte, für den ist der Schauplatz wieder dunkel; wer da nicht empfunden hat, indem er hörte oder las, und es verstanden hat, der kann es niemals nachher ganz fassen.

Nun fangen sie wieder an zu lästern, wenn es ihnen gefällt. Ich habe das meinige gethan, ich habe gelobt; und eben deswegen, weil ich nicht gern anders kritisire, als wenn ich loben kann, so habe ich ihnen mein Urtheil über ihre Kritik nicht mittheilen können. Doch gestehe ich ihnen, daß sie in vielen Stellen boshaft genug sind. Ich bin 2c.

Abhandlungen.

Von
der komischen Heldenpoesie.

Wer sagen wollte, das Genie habe der Kunst vorgearbeitet, und die Meisterstücke in der Dichtkunst wären älter, als die Regeln, der könnte unter vielen andern das komische Heldengedicht zum Beyspiel anführen. Noch itzo, da wir schon viele Meisterstücke von dieser Art der Dichtkunst haben, befinden wir uns in einem sehr großen Mangel an Regeln. Wenige Kunstrichter haben dieses Gedichtes gedacht; kein einziger, so viel ich weis, hat eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, die diese Materie auf einige Weise erschöpfe. Der Begriff von dem komischen Heldengedichte ist daher bey den meisten so ungewiß, verwirrt und schwankend, als die Arten desselben theils unbestimmt, theils falsch bestimmt zu seyn scheinen.

Wenn mein Unglück die vorzüglichen kritischen Schriften über dieses Gedicht meiner Neubegierde nicht vielleicht entzogen hat, so

habe ich Grund, mich zu verwundern, daß wir von demselben noch nichts Ausführliches haben, da es doch älter ist, als die meisten andern Gedichte; und wenn wir sicher annehmen können, daß Homer *) die Batrachomyomachie

*) So war es weit eher bekannt, als die pindarische, die sapphische, die lyrische Ode; älter, als die aesopische Fabel, als die anakreontischen Gedichte u. a. m. Denn wenn Homer der Verfasser war, so wissen wir aus den chronologischen Alterthümern des Jackson, und aus den Innschriften der arundelischen Marmor zu Oxfort, daß er gegen 1000 Jahr vor Christi Geburt lebte, da die Erfinder der andern benannten Arten der Dichtkunst 599, 572 und 532, und also etwas mehr, als um die Hälfte so früh vor der christlichen Zeitrechnung lebten. Noch mehr: wenn man auch von den Zeiten der ungestaltesten Comödie anrechnet, von dem Thespis, oder Epimarchus, so ist ihre Periode doch viel jünger: und welch eine Comödie war sie damals, in Ansehung der Vollkommenheit der Batrachomyomachie! Wenn man gewiß wüßte, daß Homer der Verfasser dieses Gedichts war, so könnte man dem Aristoteles,

chie in seiner *) Jugend geschrieben hat, älter, als das Heldengedicht selbst, davon es doch eine Nachahmung seyn soll. Ein kleines Paradoxon! Doch man möchte vielleicht zu wenig Wahrscheinlichkeit haben, zu behaupten, daß die Ilias das erste Heldengedicht in der Welt gewesen sey: und wenigstens weis man zu wenig gewisses von dem Verfasser so wohl, als von der Zeit der Batrachomyomachie, sie älter zu machen als jenes. Daß sie aber älter

der in seinem Buche von der Dichtkunst ihn so wohl zum Urheber des Trauerspiels, als der Comödie macht, in Ansehung der letzten noch einen Grund leihen: denn niemand wird läugnen, daß dieses Gedicht komisch ist.

*) Es findet sich in diesem Gedichte selbst eine Stelle, woraus zu erhellen scheint, daß es jünger ist, als die Ilias: und also fällt auch schon deswegen das Paradoxon weg. Es haben indeß einige behaupten wollen, dieses Gedicht sey von dem Homer in seiner Jugend, als eine Vorübung zu dem ernsthaften Heldengedichte verfertiget worden. Die Stelle, die ich meyne, ist folgende: Da die Mäuse und Frösche sich zum Kriege gerüstet haben,

ist, als die Comödie, der sie gleichfalls nachahmen soll, ist ein anderes Paradoxon, das wenigern Zweifeln unterworfen ist. Wäre indeß dieses Gedicht das einzige in seiner Art, so hätte man sich über das Schweigen der Kunstrichter nicht sehr zu wundern. Allein wir haben von verschiedenen Zeiten, und in allen lebendigen Sprachen Gedichte von dieser Art, und die Kunstlehrer können sich wenigstens damit nicht entschuldigen, daß das Genie ihnen nicht meisterhaft vorgearbeitet habe. Einmüthig gestehet man, daß wir Meisterstücke in dieser Dichtungsart haben; und dennoch würden die meisten verlegen seyn, wenn sie sagen sollten, worinn das Meisterhafte bestehe. So sehr haben uns die Kunstrichter im Trocknen

rufet Jupiter die Götter zusammen, und fragt, wer die Partey der Frösche oder der Mäuse ergreifen wolle. Pallas, die er besonders anredete, sagte ihm, es wäre besser, daß sich die Götter lieber gar nicht in einen so gefährlichen Streit einließen, und setzt die Ursache hinzu:

Μή κέτις ἡμείων τρωθῇ βέλει ὀξυόεντι.

Welches auf das sechste Buch der Ilias zu zielen scheint, wo Venus vom Diomed, und auf das Buch, wo Mars selbst verwundet wird.

nen gelassen, die sonst wohl zwanzig Kritiken über andre Arten der Dichtkunst geschrieben haben, davon wir gern neunzehen entbehren könnten, wenn wir dafür nur eine einzige gute für dieses Gedicht hätten.

Wenn ich es wage, meine Gedanken von der komischen Heldenpoesie bekannt zu machen, so schreibe ich nicht in der hochmüthigen Einbildung, damit auf irgend eine Art den Mangel an Kunstregeln zu ersetzen, und außer denen noch ungebaueten Genies, die sich nach einem Leitfaden umsehen, auch die Kunstrichter zu befriedigen. Ich weis, wie schwer es ist, diesen Männern nur zu gefallen, die uns mit ihrer Heftigkeit bey eigensinnigen Meynungen bisher genugsam überzeuget haben, daß sie allein dazu gebohren sind, sich selbst zu gefallen. Da wir aber in Ansehung dieser Dichtungsart an Kunstregeln noch so arm sind, und da es also nicht sehr zu befürchten ist, daß ich einem oder dem andern Orakel widersprechen muß; so wage ich dabey wenig in Betracht der Kunstgelehrten, und diene vielleicht den Anfängern, wenn ich ihnen sage, was ich von dieser Poesie gedacht habe.

Wenn man denen folget, die zuerst einen allgemeinen Begriff geben; wie er ihnen gut dünket,

dünket, ohne denselben von allen darunterstehenden individuellen Sachen abgezogen zu haben; wenn man nach diesem Begriffe die Eintheilungen der Hauptgattungen machet, dann Regeln herleitet, und nach dem System derselben alles beurtheilet, was vorkömmt; so hat man wenigstens das Ansehen, indem man nach Willkühr tadelt oder lobet, auf eine philosophische Art getadelt oder gelobet zu haben. Diese Art zu philosophiren, und den gekränkten Schriftstellern eine Hand voll Staub in die Augen zu werfen, mag ihren Nutzen haben, wo sie will: ich folge lieber denen, die zu den vortrefflichen Werken der Dichtkunst, zu der wahren und reinen Quelle der Regeln zurückgehen, und aus dem Vorrathe schöpfen, den die Natur selbst, das wahre Genie, ihnen darbietet. Leset Homers Werke, sagt Pope *):

Thence form your judgment, thence your maxims bring,
And trace the Muses upward to their spring;

und

*) Aus diesem bildet euer Urtheil, aus diesem holet eure Regeln, und folget der Spur der Musen zu ihrer Quelle hinauf. Pope Essay on Criticism. p. 156. der Worburt. Ausgabe, in gr. Octav.

und jeder Verfasser, der in irgend einer Art der Dichtkunst ein Meisterstück erschaffen hat, kann uns in dieser Absicht ein Homer seyn. Ja vielleicht haben wir in dieser Dichtungsart den Homer selbst zum Muster.

Die meisten Verfasser, die von der komischen Heldenpoesie geschrieben, haben den Begriff derselben so enge gemacht, daß er alle Arten derselben unmöglich fassen kann: es war ihnen also leicht, nach diesem Begriffe zu erweisen, daß verschiedene komische Heldengedichte keine komische Heldengedichte waren. Wenn man für ausgemacht annimmt, ein Thier ist das, was vier Füsse hat, so kann ein jeder Schüler erweisen, daß der Mensch kein Thier sey. Sollte man alsdenn wieder gefragt werden, unter welche Gattung von Geschöpfen denn der Vogel gehöre? so muß man sich so gut durchzuhelfen suchen, als man kann; vielleicht sind die Flügel der dritte und vierte Fuß: und wenn man so boshaft seyn sollte, die Hände des Menschen eben so zu mißbrauchen, um den Begriff zu bestreiten, so findet ein guter Sophist leicht einen dritten Kunstgriff, der ihm aus der Noth hilft. Wir wollen uns dergleichen kleine Griffe so wenig nothwendig machen, als möglich ist; und von dem allgemeinsten Begriffe der komischen Heldenpoesie den Anfang machen.

Dreyerley wird von allen komischen Heldengedichten nothwendig verlangt: sie sollen eine komische Handlung erzählen; deswegen heißen sie komisch: sie sollen dieselbe vollkommen sinnlich, und in abgemessenen Worten erzählen; deswegen heißen sie ein Gedicht: sie sollen sie in Form einer Epope erzählen; deswegen heißen sie ein Heldengedicht. Diese drey, oder wenn man lieber will, diese vier Stücke bedürfen keines andern Beweises, so bald man sie nur beym Namen nennet; und kein Mensch wird also daran zweifeln, daß eine komische Handlung sinnlich in abgemessenen Worten in Form einer Epope erzählet, ein komisches Heldengedichte sey. Zum Ueberfluß will ich sehen, ob diese Stücke bey der homerischen Batrachomyomachie eintreffen. Sie hat ihr Sylbenmaas; Homer hat sie in heroischen Versen abgefaßt; sie hat die Form eines Heldengedichts; Anrufung der Muse *), erhabene

*) Siehe die Βατραχομυομαχία im Anfange:

Ἀρχόμενος πρῶτον μουσῶν χορὸν ἐξ Ἑλικῶνος
Ἐλθεῖν εἰς ἐμὸν ἦτορ ἐπεύχομαι. u. s. w.

Zum Anfang ruff ich euch, gießt, ihr gesammten Musen,
Vom Helikon herab eur Feur in meinen Busen!

ne Gleichnisse *), dramatische Auftritte und Maschinen. Homer rufet das ganze Chor der Musen an, oder wünschet vielmehr, daß es ihn zu seinem Gesange begeistre. Wer dieses Gedicht gelesen hat, der wird den Beweis nicht nöthig haben, daß es erhabene Gleichnisse und dramatische Auftritte hat, das ist, wo die Personen selbst reden: und obgleich die Maschinen, oder die Götter, an der Handlung weiter keinen Theil nehmen, als daß sie sich berathschlagen, und daß Jupiter zweymal donnert,

*) Folgendes Gleichniß ist eines der vortrefflichsten. Die Maus setzt sich auf den Rücken des Frosches, der mit ihr fortschwimmt.

Οὐχ οὕτω νώτοισιν ἐβάςασε φόρτον ἔρωτος
Ταῦρος ὅτ᾽ Εὐρώπην διὰ κύματος ἦγ᾽ ἐπὶ Κρήτην,
Ὡς ἔμ᾽ ἐπιπλώσας ἐπινώτιον ἦγεν ἐς οἶκον
Βάτραχος, ὑψώσας ὠχρὸν δέμας ὕδατι λευκῷ.

Anders trug nicht der Stier die werthe Last auf dem Rücken,
Da er mit der Europa durchs Meer nach Creta entflohe;
Als der schiffende Frosch mich auf dem Rücken zur Wohnung
Forttrug, und den bebenden Leib aus der Welle empor hielt.

nert *); so hat doch Homer selbst durch den Kunstgriff, daß er die Götter außer der Handlung läßt, diese kleine Handlung am meisten vergrößert: denn kein Gott wagt sich selbst in die Schlacht **): Pallas befürchtet Wunden, und Mars glaubt, er allein sey zu schwach, den Grimm des Königs der Mäuse zu bändigen, und erfindet endlich das Mittel, die Frösche durch den Beystand der gepanzerten Krebse zu retten. Die Handlung aber ist komisch, denn das Komische bestehet überhaupt darinn, daß Dinge zusammen vereinigt werden, die keine Proportion gegen einander haben, oder wie Batteaux sagt ***), daß man Dinge übel zusammen paaret, die nicht bestimmt sind, sich beysammen zu finden. Wie schicken sich ordentliche Zurüstungen zur Schlacht, Panzer, Schil-

*) Zum ersten mal giebt er mit einem Donner das Zeichen einer Schlacht, und die Mücken blasen zum Treffen: Zum zweyten mal donnert er, um die Mäuse und Frösche aus einander zu jagen.

**) Μή κέ τις ἡμείων τρωθῇ βέλει ὀξυόεντι.

Daß niemand unter uns ein scharfer Spies verwunde.

***) Siehe die Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz.

Schilde, Spieße, zu Mäusen und Fröschen; wie die Macht der Götter zu einem so unerheblichen Kriege?

Diese sind also die allgemeinsten Stücke, die zu dem Begriffe eines komischen Heldengedichts erfordert werden. Giebt es aber nur eine Art, oder giebt es mehr Arten des komischen Heldengedichtes? Dieses zu entdecken müssen wir alle Stücke näher untersuchen, die den Begriff desselben ausmachen. Die erste Frage ist diese: Wie muß die Handlung beschaffen seyn? Die Handlung ist komisch. Nach dem Begriff des Komischen kann sie nicht anders, als klein seyn. Sie soll so seyn, daß Dinge zusammengesetzt werden, die nicht bestimmt sind, beysammen zu stehen. Dieses kann unmöglich auf eine andre Art geschehen, als wenn das merklich Kleine mit dem merklich Großen vereiniget wird; die Kräfte der Centauren und Titanen *) in den Mäusen und Fröschen; Götter, die die Welt regieren, und sich nicht gegen Mäuse in

*) In der Batrachomyomachie sagt Mars zu dem Jupiter: Keine Macht der Götter würde helfen; er selbst müsse mit einem Blitze darzwischen schlagen, der die Centauren und Titanen zu Boden geworfen hätte.

in den Kampf wagen; ein aufgerichtetes Pult, weswegen die Zwietracht in die Trompete stößt; ein Streit um eine Haarlocke, den zu entscheiden, Jupiter mit der Waagschaale herabsteigt.

Man könnte vielleicht sagen, es gäbe zwo Arten der komischen Heldengedichte: die eine, wenn man eine kleine Handlung groß, die andre, wenn man eine große Handlung klein macht; und die meisten Kunstrichter nehmen in der That diese beyden Gattungen an. In der einen, sagen sie, stellet man schlechte Personen unter einem Aufzuge großer Helden; in der andern erhabene Personen in der Mine des niedrigsten Pöbels vor. Ich glaube aber, daß sie sich irren, und behaupte, die Handlung muß beständig klein seyn; weil sich zwischen derselben und dem, womit sie verbunden wird, nämlich die Hoheit des Heldengedichts, eine augenscheinliche Disproportion befinden, oder wie es nach dem Batteux heißen soll, weil sie mit Dingen verbunden werden soll, die nicht bestimmt sind, mit derselben verbunden zu werden. Was sind diese anders, als die hohen Züge, die Form eines Heldengedichtes? Diese sind das Große, dasjenige, was nicht bestimmt ist, oder was nicht die gehörige Gleichheit hat, mit der Handlung verbunden zu werden. Se-

tzet nun, die Handlung selbst darf groß seyn; wo bleibt die Disproportion zwischen beyden, wo das Komische?

Aber kann man nicht große Dinge lächerlich vorstellen? Wer wird dieses läugnen? Aber müssen sie alsdenn nicht erst zu einer kleinen Handlung gemacht werden? Das ist eben so unläugbar. Scarron hat den Virgil transmutirt. Seine Helden werden Pöbel. Sie sind nicht mehr groß. Die Mißhelligkeit des Standes mit den Sitten machet das Lächerliche, das Komische aus. Wenn ich einen Frosch handeln lasse, wie einen Ajax oder Achilles, so setze ich zwey Dinge übel zusammen, die nicht bestimmt sind, zusammen zu stehen; oder ich mache den Frosch unnatürlich groß. Wenn ich umgekehrt den Aeneas wie einen Bootsknecht reden und handeln lasse, so kann man den letzten zwar Aeneas nennen; das ist mir gleichgültig: aber nimmermehr wird man mich überreden, daß ich den Aeneas sehe, wenn ich jenen sehe.

Genau betrachtet, kann man nicht einmal eine wirklich große Handlung klein machen, so, daß sie dieselbe Handlung bleibt; das ist so unmöglich, als man aus einer Tugend ein Laster machen kann. Was geschieht aber, wenn

man glaubet, daß man eine große Handlung klein macht? Man nimmt der handelnden Person ihren großen Charakter, und giebt ihr einen kleinen, oder ihren ernsthaften, und macht ihn lächerlich; man nimmt ihren Handlungen ihren mächtigen Einfluß, und legt ihnen einen kleinen bey. Person und Handlung sind verändert: und ich soll glauben, es sey noch immer die große Handlung? Wenn ich den Ulyß in Holbergs Lustspiele sehe und reden höre, werde ich sagen, das ist Homers Ulyß? Nein, das ist ein Bauer, werde ich sagen, dem man den Namen des Ulyßes gegeben hat. Oder soll ich auch etwan sagen, seine Gefährten, die in Menschengestalt erscheinen, sind wirklich Schweine, weil sie es selbst sagen? Wenn ihr das letzte nicht von mir verlangt, so verlanget eben so wenig das erste. Ulyß hat sich nicht in diesen Bauer, sondern umgekehrt, der Bauer hat sich in den Ulyß verkleidet.

Aber, sagt man, es kommt hier nicht auf das wirkliche Seyn an, sondern nur auf die Vorstellung. Gut! ich stelle mir also vor, daß ihr eine große Handlung lächerlich machen wollet; deswegen erfindet ihr eine andre, ihr ähnliche, die klein ist, kleine Personen, kleine Charaktere, eine Handlung, die einen kleinen Einfluß hat, und gebet ihr dadurch, daß ihr sie

einer großen ähnlich macht, daß ihr den kleinen Personen berühmte Namen gebet, eine Größe, die ihr nicht zukommt. Folglich machet ihr die große Handlung nur mittelbar klein; indem ihr unmittelbar die kleine groß machet. Ich habe also Recht, eine jede komische Handlung in einem komischen Heldengedichte muß klein seyn, oder, um alle Undeutlichkeit zu vermeiden, eine jede Handlung, die unmittelbar in einem solchen Gedichte erzählet wird. Hieraus folget, wenn man eine große Handlung in einem komischen Heldengedichte vorstellen will, so wird das Gedicht allegorisch: man versteckt nämlich die wahre Handlung, die wahren Personen unter eine andre, die kleiner ist, und unter andre Personen. Untersuchet dieses nach der Batrachomyomachie, wenn ihr annehmen wollt, daß eine ernsthaftere Handlung darinn versteckt sey, nach Butlers Hudybras, wo es offenbar ist, nach dem Dom Quixote, und nach allen, worinn ihr eine größere Handlung vermuthet: ich hoffe, daß ich Recht behalten werde.

So sind wir ja einer Meynung? Nein, deswegen nicht. Man theilet die Nachahmung so ab: man kann entweder eine kleine Handlung groß, oder eine große klein vorstellen: und ich sage, alle Handlungen müssen klein

 seyn:

seyn: es ist aber entweder eine große unter der kleinen versteckt, oder nicht; im ersten Fall wird das Heldengedicht allegorisch, im andern nicht; das ist ganz etwas anders. Ich glaube, erwiesen zu haben, daß die Kunstrichter sich irren, wenn sie die Handlung des komischen Heldengedichts zwiefach machen, eine große und eine kleine; die Handlung muß immer klein seyn. Man kann wirklich große Dinge in einem komischen Heldengedichte lächerlich machen; aber die Handlung, worinn sie versteckt werden, ist doch klein, und davon ist nur die Rede.

Wenn man fragt: Was ist eine kleine Handlung? so antworte ich: eine Handlung, die an sich keinen Einfluß auf andre hat. Je weniger Einfluß, je kleiner die Handlung. Was gehet mich die Locke an, die der Belinden geraubt wird? Erzählet es schlechtweg, ein Lord hat der Belinden eine Locke abgeschnitten; so werde ich euch fragen, ob ihr nichts wichtigers wisset? Oder sagt mir, der Prälat hat zweymal ein Pult auf das Chor setzen lassen, das der Cantor weggeschafft hatte; so werde ich fragen: ob ihr Zeit genug habt, euch um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern? So bald aber der Dichter dazu kommt, so bald sie die Form eines Heldengedichtes, und also das Ansehen eines wichtigen Einflusses erhält, so

werde

werde ich intereßiret, und werde es euch übel nehmen, wenn ihr sie nicht wisset. Hieraus erhellet: Die Handlung an sich selbst hatte keinen Einfluß auf mich, so wenig als auf andre: so wie sie war, konnte sie mich nicht intereßiren. Es kam nur darauf an, daß ein Dichter ihr das Interesse zu geben wußte, was ihr fehlte. Und wie kann er ihr dasselbe geben? Eine jede Handlung hat ihre gewisse moralische Größe. Troja, trotz der Gegenwehre ihrer Helden, einnehmen, ist gewiß eine größere Handlung, als trotz dem Widerstand eines Cantors, ein Pult aufs Chor setzen. Diese moralische Größe der Handlung in der That verringern, oder vermehren, ohne eine ganz andre Handlung daraus zu machen, ist eben so unmöglich, als ihre Moralität in der That verändern. Einen Schooshund erschlagen, und einen Menschen ermorden, sind zwo Handlungen, die eine sehr verschiedene Größe, eine sehr verschiedene Moralität haben. Und wenn man noch so viel Aufhebens davon macht, so ist doch die erste Handlung eine Handlung, die in den Augen andrer Leute, denen der Schooshund nicht gehöret, nichts bedeutet, die man mit etlichen Thalern vergüten kann; die andre aber ist ein Todschlag, der den Hals kostet. Die erste erreget an sich gar keinen Affect in uns; die andre wirket schon vor sich auf unsre natürliche Menschenliebe.

Sie setzet unser Mitleiden, Erbarmen gegen den Erschlagenen, und Haß gegen den Mörder in Bewegung. Sehet da eine Quelle von Regeln, die uns lehren, einer kleinen Handlung Einfluß zu geben! Ihr müsset euch nicht einbilden, daß ihr die wahre Größe der Handlung verändern könnet; eben so wenig als ihre Moralität: aber ihr könnt ihr das Ansehen einer andern Größe, einer andern Moralität geben, so bald ihr machet, daß sie Einfluß auf unser Herz hat; so bald ihr die Kunst verstehet, unsre Leidenschaften zu erregen. Stellet zum Exempel den Tod eines erschlagenen Schooshundes eben so erbärmlich vor, als den Mord eines Menschen; sagt von diesem Tode alles, was sich von dem Tode des wichtigsten Menschen sagen läßt. Machet den Schooshund selbst wichtig; zeigt uns seine Schönheit, beseelet ihn mit etwas Außerordentlichen: laßt ihn die *) Seele des

*) Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich selbst zum Exempel anführe. Ich finde dieses Exempel hier am bequemsten. Ich will damit eben nicht gerathen haben, das heydnische Göttersystem in Handlungen zu gebrauchen, die aus der neuern Zeit sind, wo es schon längst ungereimt geworden ist. Ich halte dieses für einen Fehler des Schooshundes, und überhaupt

des Atys bewohnen, die einen Schutzgeist der Schönen vorstellt, die den Hund besitzt; laßt ihn von der Dianen selbst gesandt seyn; wenn ihr alsdenn diesen Schooshund erschlaget, so sehet ihr, daß ihr Götter und Menschen in Bewegung setzen könnt. Es kömmt also hier auf Erfindung der Umstände an, die der Kleinigkeit einen sehr großen Werth geben, oder vielmehr den Schein eines sehr großen Werthes. Und eben dadurch wird die Handlung komisch, wenn sie es auch vor sich nicht war. Der Einfluß wird durch Umstände vergrößert, die nicht bestimmt sind, mit der Handlung verbunden zu seyn. So kann eigentlich nur der Todschlag eines Menschen unsre Affecten erregen; man versteht aber die Kunst, sie gegen einen Schooshund rege zu machen. Es ist eine Mißhelligkeit zwischen diesem Hundemord, und diesen erregten Affecten. Sie sind nicht bestimmt, gegen ihn empfunden zu werden. Wenn also auch die Handlung an sich nicht komisch war, so

haupt bin ich weit davon entfernt, dieses Gedicht zu billigen, oder den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissensch. u. K. zu widersprechen: doch werde ich versuchen, ob es untadelhaft werden kann; ich habe zu spät den Regeln erst nachgedacht. Hier soll es nichts mehr, als erläutern.

wird sie es durch die Vorstellung. Man macht ein erschreckliches Aufheben davon, man erzählet sie so gar mit der Mine, als wenn man eine Heldenhandlung erzählete; man giebt ihr die Form eines Heldengedichts: das ist alles, was sie komisch machen kann. Und hieraus kann ich die Frage leicht beantworten, wie klein die Handlung seyn muß? nämlich so klein, daß die Mißhelligkeit zwischen der Einkleidung und der Sache selbst augenscheinlich bleibt. Die Epopee ist der höchste Gipfel der poetischen Hoheit. Sie hat blos mit Helden und Göttern zu thun. So bald ihr Bürger statt Helden, oder doch solche Charaktere wählet, die bürgerlich sind, so ist schon zwischen der Handlung und der Tracht des Heldengedichts diese Mißhelligkeit. Sie ist viel zu klein für dasselbe. Das Kleid ist zu prächtig, oder zu groß; die Person, die es tragen soll, ist ein Bettler, oder ein Kind. Man kann also auf diese Frage antworten: Je kleiner die Handlung an sich selbst ist, je augenscheinlicher wird die Mißhelligkeit zwischen derselben und der Einkleidung. Doch ist die Handlung noch klein genug, so bald sie nur keine Helden aufführet, und keine Heldenthat enthält. Wenn ihr also eine große Handlung komisch machen wollet, das ist, wenn ihr ein allegorisches komisches Heldengedicht schreibet, so erfindet ihr so kleine Personen, als möglich

ist, eine so kleine Handlung, als sich thun läßt: und erzählt sie als ein Heldengedicht. So hat es der Verfasser der Batrachomyomachie gemacht, wenn wir annehmen, daß er etwa einen Baurenkrieg unter seinem Frosch- und Mäusekriege lächerlich machen wollen. Menschen waren ihm noch zu groß, seine Handlung an sich klein zu machen; er erwählte Frösche und Mäuse. Er wollte also seine Handlung so klein machen, als möglich war: denn niemand zweifelt daran, daß ein Bauernkrieg unter der Gestalt eines Heldengedichts für sich selbst schon komisch genug war, wenn er auch die Bauren selbst eingeführt hätte. Cervantes will die Ritter lächerlich machen: Ritter der Romanen waren allenfalls noch Leute, die eine gute Größe hatten: er erwählt also einen elenden Landjunker, einen armen Quixada. Buttler will die Zänkereyen der Independenten und Schwärmer verspotten; er erfindet einen Hudibras, einen armen elenden Landjunker, und läßt ihn einen Tanzbären verjagen, und einen lahmen Fiedler im Triumph zu Hause führen. So wählet man also lieber die kleinste Handlung statt einer größern: Buttler hätte wichtigere Männer auftreten lassen können; er hätte eine weit größere Handlung erzählen können, die dennoch immer zu wenig Einhelligkeit mit der Einkleidung hatte; aber er wählet lie-

ber

her eine so kleine Handlung, daß die Mißhelligkeit desto deutlicher ins Auge falle, das ist, daß sie lächerlicher werden möge. Die Handlung ist also durchaus klein, die Einkleidung durchaus episch. Hieraus kann man es erklären, wenn Sommervile sagt, daß ein gewisses sneer in dem ganzen Gedichte herrschen müsse. Diesen komischen Witz, dieses sneer erreicht man alsdenn, wenn man, mit ihm zu reden, den Helden und Harlequin zusammen vermischet. Die Handlung muß demnach wenigstens so klein seyn, daß sich zwischen derselben und ihrer Einkleidung in ein Heldengedicht, eine offenbare Disproportion befindet. Denn entweder ist diese wirklich nicht da, oder sie fällt nicht stark genug in die Augen, so wird sie ein wahres Heldengedicht, oder sie ist wenigstens keine komische Nachahmung desselben. Das Lächerliche gehet verlohren, wofern sie nicht etwa an sich selbst lächerlich genug ist. So ist die Handlung in der Batrachomyomachie in Ansehung der Handlung im Raube der Locke groß; wenn wir auf die Handlung sehen, die der Dichter unter einer andern lächerlich machen will; aber so bald ihr sie in ein Heldengedicht einkleidet, das ist, Bauren wie Helden reden lasset, und Himmel und Erde eines Streites wegen in Bewegung setzt, den sie unter sich haben, so bald fällt die Disproportion

der

der Handlung und der Vorstellung in die Augen, und jene ist in Ansehung dieser klein. Das ist genug, wenn sie so klein ist; sie darf eben nicht an und vor sich möglichst klein seyn, doch kann sie auch unendlich klein seyn. Hieraus erhellet, daß das komische Heldengedicht die Nachahmung einer kleinen Handlung in Form eines Heldengedichts ist.

Man erlaube mir, hier einige Anmerkungen zu dem zu machen, was Herr Prof. Gottsched *) von diesem Gedichte saget. Er fordert eine lächerliche That — Die That der Handlung, sagt er, muß lächerlich, das ist, ungereimt aussehen. — Dieses ist nicht nothwendig: aber sie muß an sich selbst wenigen Einfluß haben, das heißt, sie muß klein seyn, und dieses wird nothwendig erfordert, wie ich schon gezeigt habe. Aber jede kleine Handlung ist deswegen nicht lächerlich, und hat kein ungereimtes Ansehen, weil sie klein ist, wenn man sie schlechtweg erzählet; ob sie es gleich zuweilen haben kann. Wenn ein Dorf mit einem andern in einen Krieg geräth, ist die Handlung an und vor sich lächerlich? Ich denke, sie ist ernsthaft genug, ob sie gleich lächerlich durch Umstände werden kann. Wenn zweyerley Glaubens-

*) S. seine kritische Dichtkunst. S. 464. u. f.

bensbekenner, die in Kleinigkeiten uneinig sind, dieser Kleinigkeiten wegen ein ganzes Land in Unruhe setzen, so ist die Handlung freylich ungereimt, weil die Ursachen und Bewegungsgründe zu klein für dieselbe sind: an sich selbst, wenn man sie von diesen Bewegungsgründen absondert, ist sie sehr ernsthaft. Der Vätter der Rosaure erschlägt einen Kater: was hat die Handlung lächerliches? Der Prälat läßt ein Pult aufs Chor setzen, das der Cantor daselbst nicht leiden will. Die Handlung ist unerheblich, nicht an sich lächerlich. Es ist also nicht nöthig, daß die Handlung an sich lächerlich oder ungereimt sey: sie muß es aber werden. Wodurch? durch die Umstände, die ich hinzu dichte, durch ihre Bewegungsgründe, durch den Anschein des Einflusses, den ich ihr gebe, durch die Form des Heldengedichts, worinn ich sie erzähle. Sie kann aber alles dieses annehmen, so bald sie klein ist; sie darf also eben nicht lächerlich seyn, genug, wenn sie es wird; so ist die Absicht des komischen Heldengedichtes völlig erreicht.

Wenn Herr Gottsched hinzusetzt: Die Handlung muß ungereimt aussehen, ohne sehr schädlich zu seyn; so will er ohne Zweifel eben das sagen, was ich den wenigen Einfluß der Handlung nenne. Sie muß aber nach diesem

weder

weder sehr schädlich, noch vortheilhaft seyn, das ist, sie muß wenigen Einfluß für sich haben, und eine solche Handlung nenne ich klein. Endlich sagt es Herr Gottsched selbst; diese That darf eben nichts großes und wichtiges, sondern soll vielmehr an sich etwas kleines und lächerliches seyn. Der Nachsatz hebt den Vördersatz völlig auf, und das Wort eben stehet also sehr ungeschickt. Sonst sind auch die Wörter, klein und lächerlich, gar nicht einerley bedeutende Wörter: und um es zu wiederholen, klein muß die Handlung seyn, und lächerlich kann sie seyn.

Ehe ich nach meinem Begriffe von der komischen Heldenpoesie ihre Arten unterscheide, muß ich erst zeigen, daß er richtig ist. Ich sage, sie ist eine Erzählung einer kleinen Handlung in Form eines Heldengedichtes. Ich habe bewiesen, daß die Handlung klein ist, und daß sie komisch wird, wenn sie als ein Heldengedicht vorgetragen wird. Mehr ist zum Beweise nicht nöthig. Wir wollen nun den Begriff des Herrn Professor Gottscheds betrachten. Das komische Heldengedicht, sagt er, ist die Nachahmung einer lächerlichen That, die der Dichter in eine solche Erzählung einkleidet, daraus das Auslachenswürdige derselben auf eine spaßhafte, und doch lehrreiche Art erhellet. Aus

diesem

diesem Begriffe folget, wenn eine That lächerlich ist; wenn sie in eine solche Erzählung eingekleidet wird, daraus das Auslachenswürdige derselben auf eine spashafte und lehrreiche Art erhellet, so habe ich ein komisches Heldengedicht. Wie? ist denn die Parodie des Boileau auf einige Scenen des Cid ein komisches Heldengedicht, wenn ich setzen wollte, das Gespräch sey in eine Erzählung verwandelt? Die Handlung ist lächerlich: wenn Cassaigne und Chapelain sich in die Haare gerathen. Der Dichter hat diese That so nachgeahmet, daß das Auslachenswürdige derselben auf eine spashafte Art erhellet: denn was kann lächerlicher seyn, als wenn dieser jenem die Perucke vom Kopfe reißt, die er also anredet, wie Diego seinen Degen im Cid:

O Rage! o desespoir! o peruque mamie!
N'a tu donc tant recu que pour cette infamie?
N'a tu trompé l' espoir de tant de péruquer,
Que de voir dans un an fletrir tant de lauriers!

Wenn diese Handlung in eine Erzählung eingekleidet wird, so hat sie alles zu einem komischen Heldengedichte, was Herr Gottsched gefordert hat. Sind Gleims Romanzen, sind viele von la Fontaines Erzählungen komische Heldengedichte? Man sollte schwören, daß sie es wären, wenn man aus dem Begriffe des Herrn Professors schließet. Es

Es gehöret hieher, Regeln zu prüfen, die ich nicht für richtig halte. Herr Gottsched sagt gleichfalls: Wenn die Handlung wirklich geschehen ist, so ist es desto besser, und wenn man sie auch erdichtet, so muß sie doch etwas wahres haben. In dem ersten Satze sagt Herr Gottsched etwas, was falsch ist; in dem andern hat er Wahrscheinlichkeit und Wahrheit verwechselt. Er sollte sagen: die Handlung muß gerade so aussehen, als wenn sie wirklich geschehen, oder wahr wäre; das ist, sie muß mit allen ihr wahrscheinlichen Umständen und Bewegungsgründen vorgestellet werden; sie muß alle Zeichen der Wahrheit haben; und dieses erhellet sehr leicht. Die poetische Nachahmung gehet nicht auf Begebenheiten, oder allgemeiner zu reden, auf die Natur, wie sie wirklich ist, sondern wie sie am besten seyn kann. Das erste gehöret für die Geschichte, das letzte für die Dichtkunst. Das komische Heldengedicht darf also keine wirkliche Handlung mit allen Umständen erzählen, worunter sie geschehen ist, sonst hört es auf ein Gedicht zu seyn. Es kann aber eine Handlung unter den Umständen erzählen, worunter sie sich hätte zutragen können, und wenn es alle diese Umstände vorstellet, so giebt es der erdichteten Handlung alle Zeichen der Wahrheit; es macht sie so wahrscheinlich, als wenn sie wirklich geschehen wäre.

Herr Gottsched hat in der That diese beyden Begriffe verwechselt. Es kann seyn, daß sich eine solche Handlung zugetragen hat, die ich erdichtet zu haben glaube: denn sie muß sich zutragen können, weil ich keine unwahrscheinliche Handlung erzählen darf. Wenn nun aber eben diese Handlung, die ich erdichte, irgendwo wirklich geschehen, wenn eine Locke abgeschnitten, wenn ein Schnupftuch geraubt ist, wenn ein Prälat ein Pult wieder aufs Chor setzen lassen, das ein Cantor weggeschafft, habe ich deswegen, der ich von dieser Handlung nichts gehöret habe, sie weniger erdichtet? Oder muß etwan eine Handlung in einem Gedichte so aussehen, als wenn sie nicht wahr wäre? als wenn sie gar nicht geschehen könnte? Dieses, dünkt mich, könnte genug seyn. Ich will aber noch die Gründe des Herrn Gottscheds betrachten. Ein falscher Satz, der wenigstens so allgemein nicht wahr ist, als er vorgetragen worden, kann unmöglich mit guten Gründen unterstützt seyn. Und so sind die Gründe Herrn Gottscheds. Der erste ist vom Gegentheil hergenommen: Gesetzt, der meißte Theil wußte nichts von dem geraubten Wassereimer, von der Zänkerey der Geistlichen über das Pult auf dem Chore, so ist es doch für die, so es wissen, desto lustiger. Zweytens: Der Dichter selbst hat aus der Wahrheit und Verschiedenheit der Umstände

viele Vortheile und Hülfsmittel, seine Fabel desto lebhafter zu schildern. Ich frage bey dem ersten Grunde; für wen wird das komische Heldengedicht geschrieben, oder besser, für wen wird es gedruckt? Ich denke für die ganze Welt, die nur Lust hat, es zu lesen. Darf sich also ein Dichter, der für die ganze Welt schreibt, nach einer Regel richten, die nur für ein Paar Menschen ihren sehr kleinen Vortheil haben könnte? Wenn ich dichte, so will ich die ganze Welt belustigen, nicht einige Leute allein; sonst darf ich nicht drucken lassen; laß sie allenfalls Abschriften davon nehmen, wenn sie es lesen wollen. Wenn also die Regel gegeben wird, ich soll eine wahre Geschichte wählen, so hat diese Regel auf einige wenige Menschen ihre Absicht allein: die Welt weis es nicht, ob die Handlung wahr, oder erdichtet ist. Und was hat sie denn vor Vortheile davon, daß es eine wahre Handlung ist, wenn sie es nicht weis? Und was hat die wahre Handlung bey den wenigen voraus, die es wissen? wenn sie nicht mit in der Handlung entweder selbst, oder eines Freundes wegen intereßiret sind, nichts in der Welt! Sind sie auf eine von beyden Arten intereßiret, so kann es eher schädlich, als nützlich bey ihnen seyn: denn wer lieset ohne Unwillen ein Gedicht, darinn er, oder sein Freund, lächerlich gemacht wird? oder sind sie Feinde der

intereßirten Personen, so ist der Dichter ein Pasquillant, wenn er, um gehäßige Leute zu belustigen, andre lächerlich macht. Wissen sie blos die wirkliche Handlung, ohne alles weitere Interesse an derselben, was haben sie denn vor dem Leser voraus, der sie erst von dem Dichter erfähret? Dieser Grund ist also unbegreiflich, und auf zehnfache Art falsch, man mag ihn nehmen, wie man will *). Der andre: Der Dich-

*) Man muß mich wohl verstehen, ich beurtheile diese Regeln nach dem Begriffe des Herrn Prof. Gottscheds, der eine ungereimte Handlung in einem komischen Heldengedicht fordert. Nach diesem Begriff ist es durchaus richtig, was ich davon gesagt habe, wenn ein Dichter eine geschehene Handlung wählet. Er beleidigt immer. Nimmt man aber schlechtweg mit mir nur eine kleine Handlung an, so kann er die Grundhandlung, wenn ich so sagen darf, von einer wahren Begebenheit nehmen, die an sich nämlich zwar klein, aber nicht lächerlich ist, und ihr durch Erdichtungen die Form eines Heldengedichts geben. In diesem Falle kann er wirklich etwas gutes stiften, ohne zu beleidigen. Popens Lockenraub ist ein Beyspiel davon; er beleidigte nicht nur nicht, sondern

Dichter kann Vortheile aus der Wahrheit und Verschiedenheit der Umstände ziehen. Aus der Wahrheit keinen einzigen; wie wir eben gesehen haben; aus der Verschiedenheit der Umstände den, daß er ein bloßer Erzähler werden kann, wenn er nicht selbst wahrscheinliche Umstände hinzu dichtet. Er könnte einige Umstände beybehalten, das ist wahr, wenn er aber seine Handlung als ein Dichter vortragen will, so muß er die meisten selbst erfinden: denn gesetzt, die Handlung würde blos mit ihren wirklichen Umständen vorgetragen, so sollte der Dichter vielmehr wünschen, daß sie kein Mensch wüßte: denn die sie wissen, werden ihn für einen unfruchtbaren Kopf halten, der nichts mehr, als blos erzählen kann, wenn sie sein Gedicht, seine Erzählung, sollte ich sagen, mit der Geschichte vergleichen.

Ich muß noch etwas hinzu setzen. Ein Dichter kann Anlaß von einer wirklichen Handlung nehmen: so soll es Homer gemacht ha-

sondern er versöhnte so gar zwo Familien, die diese kleine Handlung getrennet hatte, indem er einen Spaß daraus machte, der sie auch im Grunde war. Bey dem scherzhaften Heldengedichte kann also die Regel des Herrn Prof. Gottscheds richtig seyn.

ben, und so haben es Buttler, Boileau und Pope wirklich gemacht. Aber der Leser gewinnt nichts dabey. Wir wollen setzen, der Dichter erzählet sie so getreu, als möglich, mit ihren kleinen Nebenumständen; so verlieret der Leser darunter, wenn ihm der Dichter den Schlüssel nicht dazu giebt. Er verstehet ihn nicht; und bey dem allegorischen Gedichte dieser Art wird die Dunkelheit offenbar noch größer. Der Dichter hat eine ganz andre Handlung im Sinne, als die ist, die er uns erzählet. Wer kann gewiß sagen, was Homer bey seiner Batrachomyomachie dachte? Alle allegorische Handlungen haben einige Dunkelheit, und für die meisten Leser sind sie undurchdringlich. Aber diejenigen Handlungen, die eine wahre Geschichte zum Grunde haben, sind den allegorischen sehr gleich.

Die Handlung des Dichters ist klein, sie ist komisch; dieses unterscheidet das komische Heldengedicht von dem ernsthaften. Wir müssen also sehen, was eine komische Handlung ist. Batteux theilet meines Erachtens das Komische richtig in das Hohe, das Niedrige, und in das Grobe. Jenes ahmet die Sitten wohl erzogener Leute des höhern bürgerlichen Standes, das andre des gemeinen Mannes, das dritte die Schwänke und Possen des Pöbels nach.

Dieses

Dieses letzte verdienet nicht nachgeahmet zu werden, und also bliebe nur das Hohe und das Niedrige übrig. Das Komische besteht in der lebhaften Vorstellung der Fehler, welche Schaam erwecken, ohne zu schmerzen, sagt Batteux. Es ahmet die Sitten der Bürger nach. Die Sprache, oder wenn ich so reden darf, der Ton des Komischen, richtet sich demnach nach dem Stande der Personen, die man einführet, oder deren Handlungen man nachahmen will. Nach dieser Verschiedenheit bestimmt man die Sitten und Charaktere des Gedichts: sie giebt aber keine Arten des komischen Heldengedichts. Diese bestimmet allein die Absicht des Dichters. Drey Absichten oder Methoden kann er haben, etwas lächerlich vorzustellen: wenn er die lächerlichsten Dinge mit einer ernsthaften Mine sagt, wenn er spottet, und wenn er scherzet. Diesen Unterschied will ich erläutern. Die Handlung ist ein vor allemal klein, in Ansehung ihrer Einkleidung in Form eines Heldengedichts. Sie wird also durch diese Mißhelligkeit, zwischen ihr und dieser Tracht, schon lächerlich, wenn sie es auch an sich nicht ist. Der Dichter hat demnach davor nicht zu sorgen, daß sie es nicht werde, gesetzt auch, daß er sie mit einem ernsthaften Ton vortrüge, wenn er nur davor sorgt, daß er allenthalben dem Leser die kleinen Umstände so vor-

zulegen weis, daß sie augenscheinlich genug gegen die Hoheit des Vortrags abstechen. In diesem Falle lachet er selbst nicht, und redet im Ton eines Ernstes. Er kann aber auch selbst lachen, und bey allen Gelegenheiten spotten. In dem ersten Falle will er uns verbergen, daß er scherzet oder spottet, in dem andern zeiget er uns mit Fleiß, daß es seine Absicht ist zu scherzen, oder zu spotten. Sehet da drey Arten des komischen Heldengedichts! Alle drey Absichten gelten indeß sowohl von dem komischen Heldengedichte, worinn sowohl der höhere als niedrigere bürgerliche Stand auftritt. So vielfach die Absicht des Nachahmers ist, so vielfach wird die Nachahmung. Findet er es gut, auf eine satyrische Art eine kleine Handlung in Form eines Heldengedichts nachzuahmen, so, daß er zugleich die ernsthafte Mine desselben dabey durchaus beobachten will, so nenne ich sein Gedicht ein ironisches Heldengedicht. Dann redet er in einem Tone, als wenn er weit von der Spötterey entfernt wäre, und läßt seinem Leser ganz die Mühe, die Satyre zu entdecken; und selbst die lächerlichsten Handlungen und Begebenheiten erzählet er mit einer Mine, als wenn er sie kaum vor lächerlich hielte. So erzählet Cervantes, so oft Boileau, so durchaus der Verfasser der Scribleriade. Oder findet er die offenbare Satyre, oder den Scherz bequemer,

mer, so läßt er im ersten Falle den Leser nicht lange das Lächerliche selbst suchen, sondern ist bey allen Gelegenheiten fertig, es ihm recht begreiflich zu machen. Er lacht immer zuerst, da er in der Ironie sich zwang, ernsthaft auszusehen. So ist der Hudribas, und die meisten unsrer komischen Heldengedichte beschaffen. Schickt sich keine von beyden Absichten zu seiner Materie, ist sie zu galant, wenn ich so sagen darf, für eine ernsthafte Ironie, die doch immer etwas Trockenes bey sich hat, und zu artig für die offene Satyre, so, wie sie in den Lustspielen, sonderlich in den Burlesquen herrschet; zu fein für das laute Gelächter; so ist das Lächeln die beste Mine, womit sie sich erzählen läßt; und der Verfasser mildert die Satyre in Scherz. In allen dreyen herrschet also Satyre, nur sind die Grade derselben verschieden.

Ich kann dieses nicht deutlicher machen, als durch ein Exempel. Es giebet gewisse satyrische Köpfe, die die lächerlichsten Dinge mit einem so ernsthaften Gesichte sagen können, daß etwas einfältige Leute wirklich die Satyre nicht merken, und ihnen gewiß glauben würden, wenn sie nur nicht gar zu deutlich einsähen, daß ihre Erzählungen selbst offenbare Ungereimtheiten in sich fassen. Mit diesen wollte ich wohl die

komischen Heldendichter vergleichen, die ihre satyrische Geschichte mit einer steifen und ernsthaften Art vortragen. Andre belachen ihre Einfälle zuerst, und können sie kaum vor Lachen sagen. Diese haben die Mine der komischen Heldendichter, die offenbar satyrisch sind: Alles verwandelt sich bey diesen in Satyre, alles schlägt zum Gelächter aus. Noch eine dritte Art mäßiget sich im Lachen; sie sind zu artig, und befürchten eine Unanständigkeit zu begehen; sie wissen, daß die offenbare Satyre beleidiget; und alles verwandelt sich bey ihnen in einen artigen Scherz. Sie haben immer die lächelnde Mine, und diese sind die angenehmsten Personen in Gesellschaften. Sie haben eben das Glück, welches diejenigen komischen Heldendichter haben, die ihre Mine annehmen, das ist, die scherzen.

Diese drey Gattungen lassen sich also genau unterscheiden: sie haben daher ihren richtigen Grund. Es lassen sich aber nicht mehrere unterscheiden; und also giebt es nur diese drey Gattungen von der komischen Heldenpoesie in Ansehung der Erzählung. Zwey Stücke sind wesentliche Stücke dieser Dichtart, die Nachahmung der Epopee, und die komische Vorstellung. In der Nachahmung kann kein Unterschied seyn, der hiebey in Betracht kommen

kann;

kann; der ganze Unterscheidungsgrund der komischen Heldenpoesie muß also auf dem Unterschiede der Art der Erzählung, und der Verschiedenheit der Art, wie man etwas lächerlich vorstellen kann, beruhen. Mich dünkt aber, daß man diese drey Arten unterscheiden kann, und unterscheiden muß: oder will man es lieber Grade der Satyre nennen, die entweder beissender oder gemäßigter ist, so will ich hierüber mit niemanden streiten; wenn man nur die drey Grade oder Arten von Satyre annimmt. Wer sehr genau unterscheiden will, kann sagen: man kann Satyren sagen, und ehrbar dabey aussehen; man kann sie auch mit Lachen vortragen: dies sind zwo Arten der Satyre, hieraus entstehen zwo Gattungen des komischen Heldengedichts: die dritte Gattung beruhet auf dem Grade der Satyre, der nicht beissend, nicht so wild, nicht so anzüglich, mit einem Worte, der ein bloßer feiner Scherz ist.

Ich nehme demnach drey Arten des komischen Heldengedichts an, nach drey verschiedenen Absichten, die der Verfasser dabey haben kann. Man erlaube mir diejenige Art, worinn der Dichter seine kleine Handlung mit einer gewissen Ernsthaftigkeit erzählet, das ironische, zur Unterscheidung von dem andern, zu nennen: denn die Ironie hat doch in Ansehung dessen, der sie sagt,

sagt, eine Mine des Ernstes. Die andre Art nenne ich das satyrische Heldengedicht: es ist ganz Satyre, das laute Gelächter herrschet darinn, das Komische von der niedrigern Gattung hat seine Stelle in demselben. Die dritte Art verdienet mit Recht den Namen eines scherzhaften Heldengedichts; Witz, munterer Scherz, der am wenigsten beleidigt, und die Sitten artiger Leute, das feine und hohe Komische hat in demselben seinen Platz. Alle diese Gattungen können aber allegorische Gedichte werden, wenn man nämlich eine andre kleine Handlung erzählet, und eine größere Handlung darunter versteht, der man jene so viel ähnlich gemacht hatte, als es möglich ist. Von jeglicher will ich noch etwas sagen:

Die Ironie redet eigentlich nicht im Ernst, indem sie lobet, tadelt sie. Man denkt daher immer das Gegentheil von dem, was man saget, so oft man in der Ironie redet. Und noch mehr, man redet so, daß andre leicht verstehen, daß man das Gegentheil denkt. Man tadelt, indem man lobt; weil man Dinge lobt, die unmöglich gelobt werden können. Die größte Kunst besteht also darinn, daß man solche Dinge aussuche, die kein Mensch für lobenswürdig halten kann: oder daß man Dinge, die noch zwischen Lobe und Tadel von einer mittlern Gattung

L.B Coburg

kung sind, so vorzustellen weis, daß die tadelnswürdige Seite in die Augen fällt, und sie alsdenn lobt. Das ist die Hauptsache, das Allgemeine der Ironie. Sie ist aber in ihren Graden unterschieden. Es giebt eine heftige Ironie: und ich wollte wohl sagen, daß diese ein jeder verstehet. Der Affect, der sie gebiert, ist der Zorn, die Wuth; man hört es an der Stimme, man sieht es aus der Bewegung, aus den Augen des Redenden, daß er in dem Augenblicke, wo er von seinem Feinde etwas löbliches redet, ihm den bittersten Vorwurf macht. Ein Beyspiel ist folgende Stelle, die ich aus dem Trauerspiele von Young, die Brüder genannt, entlehnen will. Perseus will seinen Bruder Demetrius des Verrathes beschuldigen. Er sagt: Demetrius trifft Unterhandlungen; Demetrius giebt uns Frieden; Demetrius ist unser Gott, und will es seyn. . . . Mein Gesicht ist zu blöde; betrachtet ihr ihn, die ihr es könnet. Was für eine weise Erfahrenheit sitzt auf seiner Stirne! Was für ehrwürdige Merkmaale der Weisheit, die sich herab läßt, einen Vater und einen König zu beschützen! Wer diese Rede nicht im Affecte des bittersten Hasses declamirte, der würde sie ganz falsch declamiren. Es giebt aber auch eine sanftere Ironie, die keine heftige Gemüthsbewegung gleichsam ausstößt; die einen

blossen

bloßen Scherz zum Grunde hat. Wenn die erste zu heftig für ein komisches Heldengedicht ist, (es sey denn, daß sie einer redenden Person in den Mund gelegt werde, welches aber den Hauptton des Gedichts nicht ausmacht, den wir hier aufsuchen wollen,) so schickt sich die andre vortrefflich für dieses Gedicht. Man sagt sie ohne Gemüthsbewegung; folglich entdeckt man weniger, daß wir anders reden als denken. Derjenige Dichter, der seiner komischen Handlung ihren Ton geben will, hat also vornehmlich eine ernsthafte Mine zu beobachten; und wenn er auch die lächerlichsten Dinge sagt. Ueberhaupt, wie wir schon wissen, hat er eine kleine Handlung so groß vorzustellen, als wenn sie eine Heldenhandlung wäre. Seine ganze Handlung muß er so vortragen, seine ganze Handlung muß klein seyn; das ist, sie muß mit allen Umständen und Bewegungsgründen klein seyn: und diese kleinen Umstände, und diese Bewegungsgründe müssen eben so wichtig gemacht werden, als die Handlung selbst. Es ist begreiflich, daß alsdenn die Mißhelligkeit deutlich in die Augen fällt; das ist, daß sie sehr lächerlich wird, und wenn der Dichter allenthalben dabey redet, als wenn er im Ernst redete, so muß dieses eine vortreffliche Wirkung haben. Aber ich gestehe, daß diese Wirkung sich nicht auf alle Leser erstrecket. Es giebt

Leute, die das Lächerliche unter dem Ernste verlieren, womit es erzählt wird. Die Mine betrügt sie, sie sind mit der Ironie nicht bekannt genug: und nur diejenigen, die fähig sind, die Ironie zu verstehen, fuhlen das Lächerliche und Schöne in dergleichen Gedichten. Es giebt viele Leute, die den Cervantes nicht ausstehen können. Die Ironie, oder die Mine des Ernstes, womit er das Lächerliche erzählet, ist zu räthselhaft für sie. Die Scribleriade ist ganz in diesem Tone geschrieben; und ich zweifle daher, daß sie in England unter der Menge ihr Glück gemacht habe; und wollte fast darauf wetten, daß sie es in der besten Uebersetzung unter uns noch weniger machen würde. Die meisten Leser wollen die Absicht eines Schriftstellers nicht gern lange errathen; sie verlangen, daß er mit seiner wahren Meynung nicht zurückhaltend sey. Wenn sie an zehen Stellen die Satyre entdecken, und lachen, so wird sie ihnen an zwanzig Stellen entwischen, und das Gedicht für sie trocken seyn. Ich habe dieses schon oben erinnert: Dichter, die also erzählen, gleichen denen witzigen Köpfen, die die lächerlichsten Dinge in einem Ton und mit einer Mine sagen können, daß nicht sehr witzige Zuhörer die Satyre nicht merken. Diese Leute fordern es, daß man selbst lache, wenn sie lachen sollen, so, wie Horaz von einem tragi-

schen

schen Dichter fordert, daß er erst selbst betrübt sey, wenn er Thränen von ihm haben will. Niemand wird indeß läugnen, daß diese Art nicht eine vortreffliche Art des komischen Heldengedichts sey, nämlich für feinere Leser. Wer blos nach dem Beyfall dieser begierig ist, dem rathe ich, diesen Ton zu wählen.

Ich halte ihn aber für den schwersten unter allen; und wenn jemand nicht von Natur die Gabe hat, lächerliche Dinge mit einer ernsthaften Mine zu sagen, nicht sehr reich an Erfindung ist, so wird er ein schlechtes, kaltes Gedicht verfertigen, das niemand lesen wird. Es befindet sich eine Art von Widerspruch dabey: er ist ein komischer Heldendichter, und soll also das Lächerliche vorstellen: er soll aber auch ironisch seyn, und also immer so ernsthaft, daß er das Lächerliche nicht hervorscheinen läßt; oder vielmehr, daß er selbst durch seine Mine seinen Ausdruck nicht zeige, wie lächerlich es sey. Witzige Einfälle, die eine Absicht verrathen, stehen in diesem Gedichte also nicht am rechten Orte: und der Ernst des Heldengedichtes wird hierinn vorzüglich in so vielen Zügen nachgeahmet, als möglich ist. Aber Erfindung kleiner Umstände, kleiner Personen, sind das Hauptwerk, diesen giebt man die Gestalt eines Heldengedichts; und wenn man an den ersten reich,

und

und in dem andern glücklich ist, so schadet der Ernst des Vortrages der Deutlichkeit nicht; die Disproportion zwischen der Einkleidung und der Handlung fällt auch dem Einfältigsten in die Augen. Ich will dieses mit einigen Exempeln erläutern. Man vergesse es itzo, ob die Batrachomyomachie ein allegorisches Gedicht sey, oder nicht: Es gehet uns hier nichts an. Man wird aber finden, daß es unter die ironische Gattung gehöre. Homer redet darinn durchaus mit einer ernsthaften Mine; man wird keinen eigentlichen witzigen Einfall darinn finden: alles ist Ernst; er ahmet das Heldengedicht durchaus nach. Mäuse und Frösche ziehen eine Rüstung an; jedwede bewaffnen sich mit dem, was sie in ihrem Gebiete finden: alles hat das Ansehen einer Ernsthaftigkeit. Aber wodurch hat Homer gemacht, daß wir dennoch so leicht das Lächerliche entdecken, ob er gleich selbst niemals lachet? woher ist die Batrachomyomachie durchaus interessant, und erreget, trotz des Ernstes, Gelächter? Dadurch, daß er die Handlung und Personen so klein gemacht hat, als sie nur immer seyn können. Er will einen kleinen Krieg lächerlich machen, und macht einen Krieg zwischen Mäusen und Fröschen zur Handlung seines Gedichts. Würde es sehr lächerlich geworden seyn, wenn er menschliche Personen gewählt hätte? Wer

würde gelacht haben, wenn er gelesen hätte, daß Menschen sich bewaffnen, sich Helme und Panzer machen, Herolde abschicken, ihre Schaaren zur Schlacht ermuntern, drohen und toben; wenn es nicht lächerlich erzählet wird? das ist, wenn derjenige, der es erzählet, nicht in der Erzählung selbst lacht? Aber laßt alles dieses von Mäusen und Fröschen geschehen; erfindet Rüstungen, die sich für sie schicken, und leget ihnen das alles bey, was nur von Menschen geschehen kann: dann möget ihr so ernsthaft aussehen, als ihr wollt, in der ernsthaftesten Erzählung werdet ihr das größte Gelächter erregen. Homer sagt von den Mäusen: Mars selbst versah sie mit guter Rüstung, sie beharnischten ihre Beine mit ausgehöhlten Bohnen, deren Kerne sie selbst verzehrt hatten — Statt Schilder nahmen sie Blecher von Lampen, eiserne Nadeln waren ihre Spieße; ihre Häupter bedeckten sie statt der Helme mit Nußschaalen. Wer das Lächerliche hier nicht empfinden kann, dem kann man es nicht fühlbarer machen.

Die Scribleriade gehöret in diese Gattung: aber der Verfasser ist bey weitem so glücklich nicht, bey dem Ernste, womit er erzählet, und das Heldengedicht nachahmet, das Lächerliche fühlbar zu machen. Und warum nicht? ich weis keine andre Ursache anzugeben, warum

ich selten lache, und nicht intereßiret werde, als diese: für seine ernsthafte Mine ist seine Handlung zu groß, hat er nicht Umstände genug erfunden, die so merklich klein wären, daß die Mißhelligkeit mit ihrer Tracht augenscheinlich genug ins Auge fiele. Scriblerus reiset durch halb Egypten, und durch einen Theil des wüsten Arabiens, eine ganz versteinerte Stadt zu sehen, davon ihm erzählet war. Die Handlung ist nicht wichtig, aber sie ist doch noch zu wichtig, uns lächerlich zu scheinen, wenn sie ernsthaft erzählet wird. Der Ernst war nicht der Ton, womit sie erzählet werden sollte: denn sie wird gewiß durch diesen Ernst nicht kleiner; sondern sie dünkt uns größer, und wir verlieren die Mißhelligkeit aus den Augen. Sehet da die Ursache, warum wir nicht lachen können, und zugleich den Beweis dessen, was ich gesagt habe. Wenn überhaupt ein Ungelehrter dieses Gedicht lesen würde, so müßte es ihm nothwendig trocken vorkommen: denn wie viele sehen es ein, daß eine ganz versteinerte Stadt sehr lächerlich ist? und wenn sie diese nicht für lächerlich halten, wie können sie die weite Reise des Scriblerus dieser Stadt wegen dafür halten? Ich bin versichert, wenn der Dichter selbst, statt des Ernstes, den Scherz, oder die offenbare satyrische Art zu erzählen gewählet hätte; so würde sein Gedicht weit interessanter gewor-

den seyn. Allein, er hat sich durch einen irrigen Begriff von dem komischen Heldengedicht zu diesem Ernst verleiten lassen, davon ich noch ein Paar Worte reden will.

In seiner Vorrede sagt er *): „Das ko„mische Heldengedicht sollte in so vielen Zügen, „als möglich ist, das ernsthafte Heldengedicht „nachahmen.„ Ueberhaupt genommen, und richtig erkläret, ist diese Regel nicht unrichtig: eine jede Gattung der komischen Heldenpoesie muß die Züge des Heldengedichts so viel als möglich nachahmen, das ist, so viel es die andre Absicht, komisch zu seyn, leiden kann; und wenn er hinzusetzt: Je mehr **) einzelne Züge es aus demselben entlehnet, desto vollkommner wird es seyn: so läßt sich dieses auch noch erklären, und ist eine Folge aus dem vorhergehenden. So bald er aber sagt: es sollte durchaus ernsthaft seyn ***); so siehet man, daß der Verfasser nur eine Gattung von komischen Heldengedichten annimmt, und zwar das, was ich das

*) A mock — heroic poem ſhould, in as many reſpects os poſſible, imitate the true heroic —

**) The more particulars it copies from them, the more perfect it will be.

***) It ſhould throughout be ſerious.

das ironische nenne, wovon ich eben geredet habe. Er irret sich aber hierinn; ein komischer Heldendichter hat eben so sehr das Komische, als das Heldengedicht nachzuahmen; und ich habe gezeigt, daß sowohl das satyrische als scherzhafte Heldengedicht eben so richtig Gattungen der Heldenpoesie sind, als das ironische. In diesem letzten ist die Regel richtig, in den ersten nicht. Inzwischen hat diese Regel den Verfasser verleitet, durchaus im ernsthaften Tone zu reden.

Man siehet hieraus, daß der Verfasser seine Handlung selbst wohl betrachten, und nach derselben die Art der Nachahmung des Heldengedichts bestimmen muß. Eine ganz kleine Handlung scheinet sich am besten für die ironische, größere aber für die andern Arten zu schicken. Buttler hatte seine allegorische Handlung unter einer Fabel vorgestellet, die klein genug war, komisch zu werden, wenn er sie auch mit einer ernsthaften Mine erzählet hätte; aber es gefiel ihm dennoch, die satyrische zu nehmen, und man muß gestehen, daß er das Lächerliche darinn so weit treibt, als es getrieben werden konnte; an der andern Seite aber hat er etwas zu viel von dem Ansehen des Heldengedichts dagegen verlohren.

Das satyrische Heldengedicht ist nichts anders, als eine Comödie in ein Heldengedicht verwandelt, und ahmet die Sitten des niedrigen bürgerlichen Standes vornehmlich nach. Man würde mich unrecht verstanden haben, wenn man fragen wollte, ob kein Ernst und kein Scherz darinn vorkommen dürfe? Der Hauptton ist die Satyre. Unter dieses Gedicht gehöret zum Beyspiel die Dunciade des Pope. Da dieses Gedicht das niedrige Komische nachahmet, so muß sich der Dichter wohl hüten, daß er nicht ins Grobe, Platte und Pöbelhafte verfällt. Er muß sehr tief herabsteigen, und, so zu reden, an dem Rande der äußersten Tiefe gehen, ohne mit einem Fuße auszugleiten. Sonst verfällt er ins Pöbelhafte. Er muß durchaus lachen, und alles lächerlich vorstellen, aber er hat alle Regeln einer zwar freyen, aber niemals groben Satyre zu beobachten. Buttler ist voll Satyre, aber er sinket oft zu tief, und redet die Sprache des Pöbels. Boileau überschreitet niemals diese Gränze, aber er ist dagegen nicht so satyrisch, und nicht so voll Gelächter, als Buttler, und zuweilen etwas frostig. Maas zu halten, ist hierinn die größte Kunst, wenn man zugleich auf der andern Seite vortrefflich seyn will.

Das scherzhafte epische Gedicht erfordert

Fein=

Feinheit, Artigkeit und gute Sitten des Verfassers; eine Wahl solcher Handlungen, worüber man wohl scherzen kann, die aber keine Satyre verdienen, und einen feinen Witz, der beständig ermuntert und gefällt, und niemals beleidiget. Er scherzet frey, aber seine Satyre ist sehr fein, und verwundet nicht; sie greift nur die allerkleinsten Thorheiten an, deren Entdeckung nicht einmal roth machet; und greift sie auf eine schmeichelhafte Art an. Der Dichter führt, mit einem Worte, die Sprache der angenehmsten und witzigsten Leute. Jederman lieset sie mit Vergnügen; sie erreget nicht das laute Gelächter, sondern nur ein Lächeln; niemand fühlet sich beleidigt, und jeder vergnügt sich an dem freyen Witze des Dichters. Sie sind am angenehmsten; wie die Gesellschaften die angenehmsten sind, worinn der meiste Witz herrscht. Wenn wir immer einen Scherz mit einer ehrenvesten Mine sagen wollten, so würden wir ihn für die Menge umsonst gesagt haben. Die meisten wollen es, wir sollen nicht nur oft einen Scherz sagen, sie wollen auch, daß unser Gesicht ihnen jedesmal ein Zeichen gebe, daß wir scherzen; alsdenn wollen sie gern mit uns lachen. Man kann daher immer gewiß seyn, daß die satyrischen Heldengedichte ein größer Glück machen, als die ironischen. Man wird zweymal den ganzen Hu-

dibras oder den Lutrin lesen, ehe man einen Gesang der Scribleriade ganz auslesen wird. Allein das laute heftige Gelächter ermüdet doch wiederum leichter, als der Scherz. Der allerlächerlichste Einfall, der vor Lachen erschüttert, wird nicht zweymal nach einander eine gleiche Wirkung haben; der feine Scherz wird wohl zehnmal gefallen. Die heftigen Affecten können, ihrer Natur nach, nicht so dauerhaft seyn, als die sanftern. Daher gefällt das scherzhafte Heldengedicht am besten; und wenn man sich an allen andern satt gelesen hat, so wird der Lockenraub noch immer einnehmen.

Die Gedichte, welche wir noch zur Zeit haben, sind alle von den beyden letzten Gattungen. Den Renommisten setze ich unter das satyrische Heldengedicht; nur sinkt er zuweilen zu tief, und die Maschinen sind überhaupt nicht am besten erfunden, zu häufig angebracht, und oft müßig; sonst sollte auch die Handlung einfacher seyn. Eine Handlung, die einen Hauptzug eines Charakters offenbaret, ist die Handlung, die der Dichter allein wählen muß. Dieser wäre vielleicht der Sturm der Schaarwache gewesen. Von dem ernsthaften oder ironischen ist mir noch kein Exempel unter uns bekannt. Von dem scherzhaften haben wir die meisten;

aber

aber noch kein einziges vollkommnes. Das Schnupftuch des Herrn Zachariä hat die Handlung, die es haben muß, ein Scherzgedicht zu seyn; aber der Dichter verwundet öfter, als er belustiget; er spricht öfter Satyren, als Scherz; und der Scherz sollte der Hauptton seyn. Die Charaktere sind auch nicht alle gleich geschickt gewählet. Lisette und Strohm würden in einem satyrischen Gedicht schön seyn; sie sind aber zu komisch für das scherzhafte: endlich könnte die Auflösung besser erfunden seyn, und die Maschine, die Zwietracht, ist eine gar zu fürchterliche Göttinn für ein Scherzgedicht. Pope hatte seine Maschinen für den Scherz vortrefflich eingerichtet. Von dem Phaeton muß ich, nebst dem, was ich gesagt habe, auch noch dieses sagen, daß die Handlung sich gar nicht für dieses Gedicht schickt. Wenn Pferde mit einem Frauenzimmer flüchtig werden, ist darüber zu scherzen? Es ist Gefahr dabey, und ein Scherz über die Gefahr eines andern würde nicht gut aufgenommen werden. Doch könnte die Handlung leicht darnach eingerichtet werden, daß die Gefahr wegfiele. Utzens Liebesgott hat gar keine Erfindung. Das Touppee hat einen natürlichen Plan, aber die Haupthandlung ist eine Grobheit, kein Scherz: wiewohl der Lockenraub dieses entschuldigen könnte, wenn das Touppee

nur nicht verbrannt würde. Die Maschinen sind nicht original, und die Charaktere burlesk; so wie sie sind, gehören sie nicht ins scherzhafte Heldengedicht. Der Schooshund ist in Ansehung der Haupthandlung, wie sie seyn muß, klein, unschmerzhaft und des Scherzes fähig; aber sie ist mit Episoden zu sehr überladen; die Maschinen sind zum Theil geborgt, zum Theil zu grob für das Scherzgedicht. Die Handlung müßte einfacher, die Maschinen besser erfunden, und mit derselben verbunden, und die Charaktere zum Theil feiner seyn.

Ein Traum.

Hic alta Sicyone, ast hic Amidone relicta,
Hic Andro, ille Samo, hic Trallibus, aut Alabandis,
Aesquilias, dictumque petunt a vimine collem,
Viscera magnarum domuum, dominique futuri.
Iuv. Sat. III.

So wenig ich für den Geschmack an Träumen bin, so aufmerksam hat mich eine Erscheinung gemacht, womit sich in der letzten Nacht meine Phantasey beschäfftigte. Ich hatte mich am Abende mit Gedanken über die besondre Vertheilung dererjenigen Vortheile unterhalten, die wir Glück nennen, und vornehmlich die Bemerkung gemacht, daß mehr eine glückliche Verwegenheit und Dreistigkeit, sich vieler Geschicklichkeit zu rühmen, die man nicht besitzt, als die Geschicklichkeit selbst, erfordert werde, sich die Wege zu öffnen; unerachtet ich die Hülfe nicht vergaß, die, nach menschlicher Einsicht zu reden, der blinde Zufall beyträgt. Ich wußte also leicht, woher mein Traum, der mit diesen Betrachtungen eine

eine gar zu große Aehnlichkeit hatte, seinen Ursprung nahm. Ich darf es nicht wiederholen, was eine tägliche Erfahrung bekannt genug macht, daß eine erhitzte Phantasey sich im Schlafe gemeiniglich mit den Bildern und Gedanken beschäfftiget, die die Seele kurz zuvor unterhalten haben. Nur ist dieses der Unterschied, daß das, was wir abstract gedacht haben, in Träumen uns unter Bildern erscheinet und sinnlich wird. Ein Traum ist zwar immer ein Traum; allein, wenn er so viele Ordnung und moralische Wahrheit hat, daß alle seine Hauptheile in eine lehrreiche Allegorie zusammen stimmen; so dünkt mich, daß man ihn mit Recht einer guten Fabel an die Seite setzen könne, die wir wachend durch Hülfe des Witzes, der Phantasey und Urtheilskraft entwerfen. Warum sollte ich ein Bedenken tragen, Lesern, die an solchen Fabeln ein Vergnügen finden, meinen lehrreichen Traum bekannt zu machen? Ich will alle Züge vorbey lassen, die die wilde Phantasey unter die ordentlichen zu werfen pfleget, wenn der urtheilende Verstand nicht gegenwärtig ist, ihr den Zügel zu halten. Doch darf ich keinen Umstand vorbeygehen, der eigentlich zu der ganzen Allegorie gehöret.

Ich befand mich mit einem großen Theil des menschlichen Geschlechts auf einer weiten

Ebene.

Ebene. Kein Mensch schien hier vor dem andern einen weitern Vorzug zu haben, als den er sich vielleicht ins geheim selbst nahm; kein Unterschied des Standes war durch Gebieten oder Gehorchen zu merken, obgleich einige Gesichter eine trotzige, verachtende und gebieterische, andre eine sittsame, oder demüthige, oder gefällige Gebehrde zeigten. In einiger Entfernung sah ich ein Gebäude mit Stufen in die Höhe steigen, in der Gestalt einer Pyramide, deren Fuß von einer ungeheuren Weite war, nach und nach aber von allen Seiten so sehr zusammen lief, daß auf der höchsten Spitze eben eine Person Platz fand. Diese Stelle hatte etwas Majestätisches, Ehrwürdiges und Schreckliches. Die Tiefe von allen Seiten hinab war grausend; aber ein feuerlicher Schimmer ruhete auf derselben, und warf von da seine Strahlen auf alle übrigen Stufen des Gebäudes herab, die immer schwächer wurden, je tiefer sie fielen. Um dieses Gebäude zog sich eine starke Mauer von vier Seiten, worinn ich auf jeder Seite eine Thüre entdeckte.

Noch waren alle Thüren verschlossen: allein die Versammlung so vieler Menschen von beyderley Geschlecht; die Ungeduld, in der sie durch einander liefen; das Verlangen, das ich auf tausend Gesichtern las, deren Augen bald

die

die Höhe des Gebäudes maßen, bald die Stafeln zählten, und bald vest an der Thüre hiengen; und das Gedränge, das ich da sah, sagten genugsam, daß man ihre Eröffnung erwartete.

Ich sah eine Zeitlang den Beschäfftigungen des Getümmels zu. Alles gieng hier durch einander; Starke und Gebrechliche, Frauen, Jungfrauen und Mittelpersonen; Jünglinge, Männer und Greiße; großgewachsene und kleine Personen. Verschiedene sonderten sich von allen andern ab, und giengen mit einer Mine, die sich ihrer Würde bewußt zu seyn schien, mit steifem Kopfe, spanischen Schritten, und mit der linken Hand in der Seite, auf und nieder. Ihre Augen waren öfters an das Gebäude geheftet, dann schlugen sie dieselben nieder, bissen sich auf die Lippen, traten auf die Zehen, sahen herrschend umher und lächelten. Ich bemerkte, daß diese, wenn sie von ohngefähr unter einem Haufen stunden, wenigstens einen Kopf höher waren, als alle andre, und ich hielt sie für große Leute in mehr als einem Verstande, ob ich gleich nicht wußte, warum? Andre waren in Haufen versammlet, und sagten sich viele Höflichkeiten. Einer bewunderte des andern Geschicklichkeit, Wissenschaft, Kunst, und was nur immer Bewunderung erwecken kann. Sie empfohlen sich einer dem andern,

faßten

faßten sich an die Hand, und schienen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Viele trugen die Zeichen der Verwegenheit an ihrer Stirne. Sie hatten ein so finsters, hämisches und verzogenes Gesicht, daß ich glaubte, sie würden im Fall der Noth eben so gelassen einen Menschen, als einen Floh erschlagen, der ihnen die geringste Ungemächlichkeit machte; und diesem drohenden Gesichte kamen die starken Gliedmaßen und sehnigten Arme sehr zu Hülfe. Mich dünkte, ich konnte in ihren Gesichtszügen die gröbsten Bosheiten lesen, die sie entweder schon begangen hatten, oder noch begehen würden. Diese nervigte Versammlung schien zu hoffen, daß in kurzem eine gute Faust vieles entscheiden würde; und um andre von der ihrigen vorher zu überzeugen, rungen sie mit einander, und sahen die Zuschauer so triumphirend an, als wenn sie ihnen zum voraus rathen wollten, ihnen in einem künftigen Gedränge nicht im Wege zu stehen. Es war seltsam, daß eben die Langgewachsenen und Stolzen, deren ich schon gedacht habe, die immer auf die Zehen traten, und also sich drey bis vier Zoll hoch mehr erhoben, wenn sie unter die Höflichen kamen, welche sich vor ihnen bückten, so bald sie in diese Haufen traten, die ihnen ein drohendes und ungehorsames Gesicht

wiesen,

wiesen, zum wenigsten eben so viele Zolle kleiner wurden.

Andre waren bey einem sehr starken Körper mit ihrer Masse sehr unbehülflich. Sie stunden alle Augenblick still, wischten sich den Schweiß, und maßen mit den Augen den Weg, wohin sie ihre Last noch tragen sollten. Ihrer Gesichtsbildung nach waren sie höflich genug, wenn ihr Bauch nur hätte gehorchen wollen. Sie hatten nichts stolzes; eine ziemliche Zufriedenheit sah aus ihren Augen; ihre gesunden Gliedmaßen zeigten sonst, daß sie es von Herzen gut mit sich selbst gemeynet hatten. Am meisten schienen sie sich auf den Zufall und den Trieb eines Gedränges zu verlassen, wohin sie gerathen würden, und entschlossen zu seyn, ihren Körper daran zu wagen.

Das Frauenzimmer trieb indeß seine gewöhnlichen Beschäfftigungen; es liebäugelte, oder fachte sich; lächelte oder scherzte, und suchte durch tausend artige kleine Kunstgriffe so viel Herzen an sich zu ziehen, als geschehen konnte.

Endlich erklang eine Trompete; und alles drängte sich nach der Thüre zu. Der Tumult war unglaublich; das Geschrey, der Zank, die Flüche, der Kampf derer, die sich vordrängten,

und andre zurück stießen, war theils lustig, theils kläglich anzusehen. Eine Menge von Leuten, die sich nicht so sehr auf ihre Faust verlassen konnten, von denen aber viele eine gar zu nachtheilige Meynung von sich selbst hatten, als daß sie sich an das Thor der Verdienste wagen sollen, oder, die auch wußten, daß Prahlerey mehr als Verdienste galt, hatten sich bey Zeiten vor dieses Thor gepflanzt, das der Zufall zu dem Gebäude des Glücks öffnen sollte. Einige faßten sich vest an die Thorpfosten, andre baten und flehten die Starken, sie mit fortzuschieben; allein wenige von diesen kamen durch, und die sich an die Pfosten gehangen hatten, konnten in den einreißenden Strom nicht eindringen, und hiengen noch da, als das Thor schon verschlossen war. So bald die Trompete erklang, drangen die Starken herzu, warfen alles, was sie vor sich fanden, bey Seite, oder rissen es nieder, und giengen darüber weg. Diejenigen, die sich zu rechter Zeit in das zufließende Gedränge gemischt hatten, kamen glücklich hindurch, ohne zu wissen, wie und wohin. Da sah ich eine Menge von Leuten, einer den andern auf den Achseln forttragen. Bäuche wurden zum wenigsten zween Schuh hoch von der Erde gehoben, und mit dem Strome fortgeschleppet. Endlich wurde die Thüre wieder verschlossen.

Bald darauf gab die zwote Trompete ein Zeichen, und die andre Thüre wurde eröffnet. Diese Thüre schimmerte von Gold und Silber. Ich merkte, daß hier kein Gedränge gelitten wurde: denn es stunden Wächter an der Thüre. An der rechten Seite stund der Geiz, und an der linken das Wohlleben, welches einen Bedienten bey sich hatte. Ich kannte diese abstracte Personen nicht anders, als aus ihren Gesichtern und Kleidungen. Diejenige, die ich für den Geiz hielt, hatte ein blasses, verfallnes Gesicht, tiefe Augen, worinn die Sorge und der Betrug abgemahlet waren, einen Bart, wie die Juden tragen, eine Brille auf der Nase, und ein abgetragenes Kleid. Ich sah sie die dürre Hand mit einer Begierde, wovon sie zitterte, ausstrecken, Geld einzunehmen, und das, was sie empfangen hatte, durch die Brille genau betrachten. Die Person, die ich für das Wohlleben ansah, hatte ein blühendes Gesicht, und sah mit lächelnden Augen umher, die aller Orten Vergnügen suchten. Sie hatte sehr volle rothe Wangen, war von mittelmäßiger Größe, und alle Gliedmaßen waren so rund und völlig gebauet, wie die Gliedmaßen eines Pater Kellners. Ihre Kleidung war leicht und prächtig. Diese Person schien sich nicht darum zu bekümmern, wer hier eingieng oder nicht; allein ihr Haushalter, der neben

neben ihr stund, und den ich für den Eigennutz hielt, war aufmerksamer. Der Geiz konnte nicht gut in die Ferne sehen; dieses Umstandes bediente sich der Eigennutz, der ein sehr scharfes Gesicht hatte. Eigentlich sollten alle Candidaten allein durch den Geiz eingelassen werden; allein das Amt fiel ihm viel zu schwer, und des guten Haushalters wegen schien er wohl das Wohlleben mit zu Hülfe genommen zu haben. Wer dieses wußte, der durfte sich nur auf die linke Seite stellen. Viele merkten es: denn sie blieben in einer gewissen Ferne aus dem Gesichtspunkte des Geizes stehen, zogen viele Kostbarkeiten aus der Tasche, und hielten sie in die Höhe. Ich wußte nicht gleich, was dieses zu bedeuten hatte, bis die Person des Eigennutzes sie herbey zu kommen winkte. Da sah ich allerley silbernes und goldnes Geräthe, goldene Uhren, Frauenzimmergeschmeide, Ringe, Dosen, Koffegeschirr, Pokale, rares Gepräge, Wechselbriefe und Geld aus der Hand der Candidaten in die Hand des Eigennutzes übergehen, und alle diese wurden durchgelassen. Das Wohlleben lächelte seinem Haushalter zu, und wurde immer blühender und fetter. Verschiedene Candidaten wurden an der Thüre von Waysen oder armen Wittwen angehalten, die sie mit Thränen baten, ihnen das Ihrige wieder zu geben, oder sie für Betrüger

 schalten.

schalten. Allein sie gaben ihren Tribut ab, und giengen durch.

An der rechten Seite des Geizes gieng es ernsthafter zu. Keiner kam hinein, der nicht seine gehörige Summe erlegt hatte. Viele brachten hier einen Theil ihres Erbgutes, viele den Brautschatz ihrer künftigen Frauen. Ich sah hier eine Menge von Kaufleuten herzustürzen, die an andern Orten Schiffbruch gelitten, oder ihre aufgeborgte Summen irgendwo in Sicherheit gebracht hatten, mit Fleis Banquerott spielten, und sich auf eine billige Art mit ihren Gläubigern setzten, indem sie ihnen das wenige abtraten, was sie nicht hatten fortschaffen können. Ich sah hier einen Mann mit einer Geldkatze um die Hüften, die seine Tritte sehr schwer machte. Eine Peitsche hieng über die Schultern herab, und war unten zusammen gebunden; eine rauche Mütze bedeckte den Kopf, und ein Hut über derselben; Stiefeln auf seine ganze Lebenszeit gemacht, bis auf die starken Waden herabgezogen, und an dem linken ein Sporn, verhinderte ihn, so leise zu gehen, als diejenigen, die sich an der Seite des Wohllebens hineinschlichen. Ich hielt ihn für einen Roßhändler, der Begierde hatte, sich in Ruhe zu setzen, und etwan ein P + m + r zu werden: Allein, ich verwunderte mich, als er um ein ansehn-

sehnliches Amt handelte. Der Geiz sah die Geldkatze, und schlug das Amt noch einmal so hoch an. Er öffnete seinen Schatz, und zahlte mit einer Geberde aus, woraus ich verstund, daß er den Entschluß hatte, seinen Schaden in dem ersten Jahre wieder einzuholen. Viele, die kein Geld hatten, machten sich noch einen Vortheil. Außerhalb der Thüre sah ich eine Menge von Juden, die Geld für hohe Zinsen ausboten. Sie nahmen den Antrag an, verschworen und verschrieben sich, in einiger Zeit zu bezahlen, und kauften sich mit dem Gelde der Juden durch, in dem gewissen Entschlusse, daß sie ihre Schulden vergessen wollten. Andre nahmen Geschmeide und Silbergeschirre auf Credit, und giengen an der Seite des Wohllebens durch, in der Hoffnung, sich so hoch zu erheben, daß kein Gläubiger sich unterstehen würde, ihrem Gedächtnisse dereinst zu Hülfe zu kommen.

Unterdeß hatte sich eine ziemliche Anzahl geruhig niedergelassen; einige lasen, andre schrieben, andre schienen nachzusinnen. Viele aber schwärmten vor der dritten Thüre herum, stritten sich, oder predigten, in Prose oder in Versen. Diese letztern schienen mir Halbgelehrte zu seyn, weil sie viele Praleren und Unverschämtheit merken ließen; die andern, die sich gelagert hatten, hielt ich für weit gelehrter: denn

sie sahen so bescheiden und nachsinnend aus, wie die wahre Gelehrsamkeit, und die Begierde, viel zu wissen, die in ihrem Nachsinnen wenig an die Vortheile eines gemächlichen Lebens gedenket. Es that mir wehe, als ich die vierte Trompete hörte, ehe diese aufgestanden waren. Sie lagen noch in ihren Gedanken vertieft, als die Schwärmer schon mit aller Geschwindigkeit auf die Thüre des Verdienstes zustürzten. Die mehrsten kamen also zu spät, einige wenige ausgenommen. Viele hatten sich erhoben, und giengen langsam einige Schritte vorwärts. Als sie aber das Gedränge sahen, wollten sie entweder nicht mit dem Pöbel vermischt werden, oder waren zu furchtsam, kehrten eben so gelassen zurück, und legten sich nieder. Staatskundige, Geschichtschreiber, Gottes- und Rechtsgelehrte, Arzneyerfahrne, Weltweise, Redner, Poeten und Auctoren drangen sich hinein. Einige nannten eine ungeheure Menge von Büchertiteln, die sie weiter nicht zu kennen schienen, als aus Registern; sie wußten alle Taufnamen der Gelehrten; die Minute, worinn sie gebohren und gestorben waren; die Bücher, die sie geschrieben hatten, oder schreiben wollen; was sie am liebsten gegessen, und vermuthlich auch am besten verdauet hatten. Andre hielten große Bände in die Höhe, die verschiedene Buchhändler banquerott gemacht hatten, und lasen daraus

Stellen

Stellen her. So oft sie ein altes lateinisches Wort aussprachen, wurden sie einer Spannenlang höher: Sie handelten von den Trachten der Römer, von der Toga prätexta, von den Stolis, von Laticlavis, von Sagis, von Stiefeln, Geldmünzen, und tausend wichtigen Dingen des Alterthums. Sie fanden eine große Weisheit in der Kleidung der Alten, und wollten nicht anders gekleidet gehen, als Cicero. Ich sah eine Menge von spitzfündigen Sprachlehrern, die, wenn ich so reden darf, in Noten und Uebersetzungen den Cicero bey den Haaren zogen, und ihn so matt, niedrig und gedankenlos reden ließen, als den Vater Abraham von Sancta Clara. Einer von diesen las einen übersetzten Brief aus dem Cicero vor; er lautete also:

„Wenn er noch gesund ist, so ist es gut: „ich bin am 22sten May nach Athen gekommen, und habe daselbst, was ich denn sehr „wünschte, seinen Sohn gesehen, der sich den „besten Wissenschaften ergeben hat, und von „großem Ruhm seiner Sittsamkeit ist. Was „ich mir für ein großes Vergnügen daraus ge„macht habe, das kann er leicht denken, wenn „ich es ihm gleich nicht sagte: sintemal er „ganz gewiß weis, wie hoch ich ihn achte, und „wie sehr ich mich für unsre sehr alte und

„wahrhafte Liebe über alles, was ihm nur im „geringsten Freude macht, zu geschweige denn, „über ein so großes Gut freue. Bitte, mein „hochzuehrender Herr Cicero wolle nicht glau„ben, daß ich ihm das Maul schmiere *).

Andre hatten aus den Poeten und prosaischen Schriftstellern eine Menge Redensarten zusammengetragen und auswendig gelernet. Daher war ihre Sprache ein ordentliches Bettelkleid. So oft sie redeten, oder schrieben, goß ihr Gedächtniß seinen Vorrath aus, ohne daß ihr Verstand sich weiter beschäfftigte, als sie durch kleine Verbindungen in Zusammenhang zu bringen. Daher kam es, daß sie oft von ernsthaften und erhabenen Dingen in komischen, und von schlechten Sachen in poetischen Ausdrücken redeten.

Zween von diesen fiengen an, sich Complimente zu machen. Der eine führte mehr, als vier Facultäten im Gesichte, und sah überall so neu aus, wie ein Polyhistor. Sein Kopf, sein Gesicht und sein Leib waren für seine kleine Statur unnatürlich stark; und dennoch hätte ich

*) Dieser Brief ist wirklich nach den Erklärungen einiger Ausgaben der Epist. ad fam. übersetzt.

ich bey nahe den großen Kopf in der dunklen Perücke, die eine Atmosphäre von einer Spanne tief, rund um das Gesicht machte, nicht gefunden, so wenig es auch sonst zu besorgen war. Ich maß diesen irregulären Körper mit den Augen, von der Stirn bis auf die Füße, und war anfänglich der Füße wegen sehr verlegen; der Füße wegen, die ich unter einem schwindsüchtigen Körper gesucht haben würde; allein, ich fand bald, daß er die Windsucht hatte, und also nur aufgeblasen war. Der andre schien ihn zu bewundern, aber doch, ohne sich selbst Eintrag zu thun. Wenn dieser redete, so schleuderte er den rechten Fuß vorwärts, bog sich über, zog die Augenlieder weit aus einander, bließ die Wangen auf, schlug auf den Bauch, und machte alle Vorbereitungen zu einer Sentenz. Ich kam eben nahe genug, als er sprach: Salve decus patriae, sublimi feriens sidera vertice. Der Polyhistor antwortete in der bescheidenen Formel: Davos sum non Redipos; aber mit einer pathetischen Stimme.

Einige Metaphysiker störeten mich, mehr zu hören; sie brachen mit einem Zanke über Form und Figur herein. Verschiedene stritten sich über die streitigen Fragen: Ob, wenn jemand seinen Kopf nicht zum Fenster hinaus bringen kann, der Kopf entweder zu dick, oder

die Oeffnung des Fensters zu enge sey? Sie mußten aber gestehen, daß man Jahre lang darüber zanken könne, ohne die Wahrheit auszumachen. Einige schimpften auf den Wehrenfels, vermuthlich wegen seines Buches von den Logomachien der Gelehrten. Ihre Gesichtsbildung war so finster, ihre Bewegungen so steif, ihre Tracht so unförmlich und schmutzig, und vornehmlich ihre Sprache, wegen einer Menge von Undingern, Entitäten, Quidditäten, Haeccäitäten so rauch und schrecklich, daß ich ein Paar Frauen von ziemlichen Jahren, die ungefähr in der Nähe stunden, etliche Schritte zurück weichen, und drey Kreuze vor sich schlagen sah.

Den nächsten Augenblick kamen Redner und Poeten: Einer von diesen las einen Auftritt aus einem Trauerspiele, der eine so gewaltsame Wirkung auf meine Lunge machte, daß ich einige Minuten lang das Vermögen verlohr, auf andre aufmerksam zu seyn. Dieser Schwarm sang sich glücklich hinein. Viele andre, die viel zu bescheiden waren, mit allen ihren Verdiensten sich einzudrängen, kehrten wieder zurück: nur auf zween besinne ich mich, die, ich weis nicht, durch welchen Zufall, mit hindurch gezogen wurden. Die Thüre wurde verschlossen.

Nun-

Nunmehr waren aller Vermuthung nach die Thüren für das männliche Geschlecht verschlossen. Ich hätte dieses auch aus den sauren und mißvergnügten Gesichtern der Uebriggebliebenen schließen können. Ich war aber begierig, zu wissen, wie es mit dem Frauenzimmer würde gehalten werden: und war nun eines lustigen Auftritts gewärtig. Endlich wurde ihre Thür eröffnet. Ich merkte aus dem, was vorgieng, daß die Frauen, Bräute und Töchter derer sollten eingelassen werden, die schon durch irgend eine andre Thür eingegangen waren. Als die Trompete erklang, wurden diese Personen zugleich aufgerufen. Allein, ihr Recht konnte nicht so bald ausgemacht werden. Eine Menge Mannspersonen lief unter sie, die ich zum Theil für Bediente, Kutscher, Lakayen, Informators, oder Freunde ihrer Männer, und Väter halten mußte. Einige von diesen flisterten den Müttern oder Töchtern etwas ins Ohr, worüber sie roth wurden. Andre griffen sie gar an, und wollten bald diese, bald jene nicht fahren lassen, wofern sie nicht mit eingelassen werden könnten. Ich mußte nothwendig glauben, daß diese ein heimliches Recht an ihnen haben müßten. Viele junge Mädchens, wenn eine Braut eines Eingelassenen gerufen wurde, die ich vorher für die besten Freundinnen angesehen hatte, geriethen in den äußersten

Streit.

Streit. Einigen war so sehr daran gelegen, die wahre zu seyn, daß sie ihr Recht mit Kosten ihrer Ehre erwiesen, und sich nicht entsahen, dasjenige öffentlich zu bekennen, worinn das Frauenzimmer sonst seine größte Verschwiegenheit ausübet. Es traf sich zuweilen, daß sechs zugleich auf einerley Weise ihr Recht vertheidigten; andre aber, die viele dergleichen Rechte im Vorrath hatten, konnten sich leichter über den Verlust des einen trösten, und meldeten sich bey einer andern Gelegenheit wieder, wenn die Reihe eine andre Braut traf. Unter den Töchtern, die eingelassen wurden, waren viele sehr schön; von einigen derselben mußte ich vermuthen, daß sie noch eine künftige Person mit sich nahmen. Es lief eine Menge von jungen Stutzern unter sie, und bezeigten sich sehr höflich. Einige hatten sich schön gekleidet, sie hielten die Hüte unter dem Arme, druckten mit den flachen Händen ihr Seitenhaar nieder, zogen die Krause hervor, warfen einige mal den Kopf empor, und sagten durch verschiedene mimische Redensarten, daß sie viel von sich hielten, und daß sie sich doch verlieben möchten. Andre hatten alle Augenblicke ihre Dosen in der Hand, oder wuschen sich die Hände mit Lavendelwasser. Verschiedene, die ich ihres Anstands wegen für französische Sprach- und Tanzmeister hielt, machten sich an die Frauen. Viele Frauenzim-

mer, die entweder schon gerühret waren, oder doch itzo gerühret wurden, erfanden eine List, etliche mit durchzubringen. Ich sah hier Tanz- und Sprachmeister, Kutscher und Lakayen unter Flügelkleidern verschiedener Frauen sich verstecken. Die Töchter ahmten nach, auch so gar einige Bräute, und erzeigten ihren Verehrern denselben Dienst. Es war nur noch eine gute Anzahl von Töchtern übrig, die entweder das Alter mitgenommen, oder die Natur versäumet hatte. Diese konnten sich in keinem andern Augenblick einen Bräutigam versprechen, als in diesem. Sie hätten sich vielleicht zum Theil angeboten, wenn ihnen die Höflichkeit halbverzweifelnder Zeit gelassen hätte. Diese kamen ihnen also zuvor. Es war sehr lustig anzusehen, mit was für einer Geschmeidigkeit sich Leute von sehr alten Häusern unter einen Reifrock bogen. Einer von denen sehr langen Personen kam, da nur noch drey Frauenzimmer übrig waren, ziemlich spät. Diese drey waren, wie man leicht denken kann, die häßlichsten. Er gieng erst zu der erträglichsten. Diese hatte ein breites Gesicht, voll Blatternarben; der Herbst ihrer Jahre schien schon die Erndte von ihrer Stirn weggenommen zu haben; zum wenigsten war von den Augenbraunen bis an das vörderste Haar der Stirn eine Fläche, worauf man die Weite von den Augen ab bis auf das

Kinn

Kinn zweymal mässen konnte. Ihre Nase war oben ohne Schatten, flach, und stieg auf einmal in die Höhe, und wies zween Eingänge, die man sich von oben herab nicht hätte vermuthen sollen. Sie hatte grobe Gliedmaßen, und wiegete sich auf Füßen, wovon man jedoch eben keinen Fall zu befürchten hatte. Ich verwunderte mich, daß er abgewiesen wurde. Er gieng zu der zwoten. Unter ihren Fehlern waren diese die kleinsten, daß sie schielte, und die linke Schulter sehr hoch gen Himmel hielt. Diese war gefälliger, sie neigte sich sehr höflich, und both dem großen Herrn ihren Schurz. Eine Menge von ansehnlichen Leuten kamen unter irgend einem Mantel oder Schlender mit fort. Ein dicker Mann, den ich für einen Candidaten hielt, war sehr ängstlich für sich besorgt. Er lief ganze Reihen durch, und konnte nirgends unterkommen: denn die Röcke waren entweder versagt, oder man fürchtete sich für seinem Bauch. Es gehörete wirklich viel Zeug dazu, ihn zu bedecken. Endlich traf er eine Person an, die er genauer zu kennen schien. Das Frauenzimmer schien irgendwo als Französinn oder Kammermädchen gestanden zu haben, und ihr Vater mußte wohl durch die Thüre des Zufalls mit eingeschlichen seyn. Sie war sehr bereit, den Herrn Abt unter ihren weiten Schurz zu nehmen. Es wurde ihm sauer, und sie mußten

unter=

unterwegs einigemal ruhen, und den Schurz über ihm zu rechte ziehen. Endlich kamen sie durch, und auch diese Thüre wurde verschlossen.

Ich wartete noch einige Zeit, als zum fünftenmal ein Zeichen gegeben wurde. Nunmehro verhüllte sich der Schimmer auf der Spitze in eine dicke finstere Wolke, die sich einige Stufen herab zog, und diese zugleich unsichtbar machte. Ich hörte innerhalb der Ringmauer ein neues Getümmel, und sah einige Augenblicke nachher alles unordentlich durch einander die Stufen hinauf klettern, da es wieder hell wurde. Viele, denen die Natur eine leichte Last gegeben, und sie überdem mit langen Stützen versehen hatte, sprangen mit einer großen Leichtigkeit von Stafel zu Stafel. Verschiedene schleppten ihre Weiber mit fort, andre trugen sie auf den Schultern, und konnten also nicht sehr weit kommen. Viele, die sich selbst fortzubringen, genug Schweiß vergossen, und also nicht sehr für eine zwote Hälfte sorgen konnten, wären sehr gern auf der dritten Stufe von unten geblieben; allein, ihre Weiber ergriffen sie, und schoben sie immer höher. Ja, die Kühnheit und die Stärke des schönen Geschlechts gieng noch weiter. Diejenigen Frauen, die sich entweder auf ihre Schönheit verlassen konnten, oder wußten, daß sehr viele von ihrer Verwand-

schaft

schaft durch die ersten Thüren eingedrungen wa-
ren, luden ihre Männer auf, und stiegen so
hoch sie konnten. Viele, die Gefälligkeiten von
den Damen genossen hatten, oder denen ihr
Liebäugeln noch alle Gegendienste versprach, lies-
sen sie mit ihrem Manne durch. Eine Dame
brachte ihren Mann zu einer ziemlichen Höhe,
und war müde geworden; hier wollte sie sich
niederlassen, allein, ein junger Mensch stieg
einige Stufen nach ihr herunter, nahm sie feu-
rig in seine Arme, und trug sie hinauf; ihr
Mann faßte den Zipfel ihres Rocks an, und
folgte ihr mit vieler Zufriedenheit nach. Es
fiel mir itzo der lange steife Mann ein, der un-
ter der Schürze der Pucklichten durgegangen
war. Ich suchte ihn bey seiner Gönnerinn, die
doch Merkzeichen genug hatte, sie wieder zu
finden. Endlich aber fand ich ihn ganz oben
sitzen, die Linke in der Seite und mit steifem
Haupte. Seine Schöne aber saß beynahe auf
der letzten Stufe. Verschiedene hatten sich an
der Hand gefaßt, und zogen einer den andern;
es geschah aber oft, daß sie zusammen, wenn sie
das Gleichgewicht verlohren, viele Stufen
wieder zurück fielen. Ein dergleichen Fall en-
digte meinen Traum. Ich erschrack, als ich
das gefährliche Gepolter sah, und wachte
auf.

Am

Am andern Tage dachte ich meinem Traume nach, und war Willens, die Allegorie auszuarbeiten: allein, ich besann mich; und will lieber meinen Lesern das Vergnügen lassen, die Deutung selbst zu machen.

Betrachtung der Einwürfe des Herrn Leßings, gegen den Anfang der Meßiade.

Die Erinnerungen des Herrn Leßings, eines unsrer besten Schriftsteller, gegen den Anfang der Meßiade haben viele Freunde dieses Gedichts irre gemacht, die sich sonst für Denker halten. Sie sahen den ganzen Eingang Zeile vor Zeile angefochten, und hielten ihn für verlohren. Gleichwohl hat Herr Klopstock, der sich sonst in der Stille alle richtigen Kritiken zu Nutze machet, keine dieser Stellen geändert. Wir wollen sehen, ob wir die Ursache davon entdecken können. Wir gestehen es, daß diese Einwürfe, dem ersten Ansehen nach, schimmern. Die häufigen Fragen setzen in Verwirrung, der Witz nimmt ein, und man wünscht nicht, ihn falsch zu finden. Ich

habe den Herrn Leßing zum zweyten male gelesen; und fand seine Zweifel weit unerheblicher, als sie zum ersten male zu seyn schienen. Vielleicht kann ich sie beantworten; einige wenigstens, wie ich mir schmeichele. Ich will es versuchen, und ihm Schritt vor Schritt folgen.

Die erste Erinnerung trifft gleich die erste Zeile. Er tadelt den Dichter, daß er nicht mit Anrufung der göttlichen Hülfe den Anfang macht, und glaubt, in den Exempeln der Griechen und Lateiner, und in einer Regel des Horaz einen genugsamen Grund zu finden. Alle jene fangen also an, und Horaz tadelt vermuthlich deswegen den cyklischen Dichter, der es unterließ, und also anhub:

Fortunam Priami cantabo, et nobile bellum.

Mit den Auslegern des Horaz ist Herr Leßing nicht zufrieden; und ich wollte wohl sagen, daß er ihre Erklärung verdächtig macht. Doch nehme ich deswegen die seinige nicht an. Er sagt: vermuthlich tadelt Horaz diesen Dichter deswegen, **weil er nicht die Muse anrufet**; ich aber glaube, daß er ihn deswegen tadelt, weil er sogleich die Einfalt beleidigt, gar zu geschmückt ist, und sein Gedicht von einer Zeit her anfängt, die gar zu weit zurück

war.

war. Er will das Schicksal des Priamus besingen, und den berühmten Krieg? Er versprach zu viel, man konnte von ihm erwarten, daß er alle Schicksale des Priamus, auch die, außer dem Kriege, besingen wollte, und allem Ansehen nach wollte er nur den letzten besingen. Daher rühmt Horaz den Homer, daß er richtiger oder angemässener anhebe, und nichts verspreche, was nicht zu seiner Handlung gehöre: qui nil molitur inepte, und erkläret sich noch näher, wenn er hinzu setzt:

Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.

Das heißt: Wenn er die Wiederkunft des Diomeds besingen will, so hebt er nicht von dem Tode des Meleagers an: und wenn er den trojanischen Krieg verspricht, so fängt er nicht vom Castor und Pollux an: Zusätze, die es offenbar zu erklären scheinen, daß er diesen Fehler an jenem Poeten tadle, nämlich, daß er sein Gedicht zu weit herhole, und von der eigentlichen Handlung nicht den Anfang mache.

Es ist auch gewiß, daß der Anfang gesucht und prächtig ist, und die Einfalt beleidigt, die ein Anfang haben sollte. Man darf nur das arma virumque cano dagegen halten, um dieses natürlich und einfältig, und jenes dagegen

künstlich und gesucht zu finden. Oder, wenn ich auch Unrecht habe, so hat deswegen Herr Leßing nicht mehr Recht. Wenn Horaz den cyklischen Poeten deswegen tadelt, weil er nicht sagt, singe mir Muse ꝛc.

So muß er auch den Virgil tadeln, der es eben so wenig der Muse aufträgt, und eben so anhebt: arma virumque cano: Wollte aber Horaz auch dieses tadeln; so müßten wir ihn für sehr eigensinnig halten, daß er nicht mehr als eine einzige Art erlauben wollte, ein Heldengedicht anzufangen. Und wer hat uns die Verbindlichkeit aufgelegt, einem eigensinnigen Gesetzgeber sklavisch zu gehorchen? vornehmlich, wenn dieser Mann an einer andern Stelle unsre Liebe zur Freyheit durch einen so günstigen Ausspruch erweckte:

— — — Pictoribus atque Poetis —
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Also wäre die Erklärung des Herrn Leßings wohl unwahrscheinlich; wenigstens ist sie offenbar ungewiß. Er muß sie aber für ausgemacht halten, wenn er nach derselben den Herrn Klopstock tadeln will: und das heißt vorerst eine ungewisse Meynung für gewiß annehmen, um etwas Ungewisses daraus zu beweisen.

Herr

Herr Leßing gesteht selbst, daß der Verfasser einer Meßiade keine Muse anrufen dürfte. War der Grund nicht zureichend, ihn zu entschuldigen, daß er sie nicht anrufet? — Nein! Er hätte von dem Gebete, das unmittelbar folget, den Anfang machen sollen. — Meiner Meynung nach wäre alsdenn Herr Klopstock in einen gewissen Fehler gefallen, um einen andern zu vermeiden, der nur dem Herrn Lessing ein Fehler zu seyn scheint. Warum in einen Fehler? Er konnte ja den Geist Schöpfer nur gleich anrufen! Dieses wollte ich eben gern läugnen. Er hätte sich alsdenn eine Offenbarung von ihm erbitten, oder in der Folge doch nothwendig das Ansehen haben müssen, als wenn er wirklich nach einer Eingebung dichte: das heißt, er hätte seine menschlichen Dichtungen für Offenbarungen des heiligen Geistes ausgeben, mit einem Worte, er hätte ein Schwärmer seyn müssen, um dem Herrn Lessing zu gefallen. Mit wie vielem Fleiß, mit wie grosser Kunst wußte sich der Dichter für einem so wichtigen Fehler zu hüten! Er bittet nicht den heiligen Geist um Offenbarung, welches fast unvermeidlich gewesen wäre, wenn er mit dieser Anrufung den Anfang gemacht hätte, er möchte sich noch so behutsam ausdrücken; sondern er bittet, daß er die Dichtkunst heilige, und sie ihm in verklärter Schönheit zuführen;

ren; und dadurch entfernt er sich auf einmal von allen Vorwürfen, daß er menschliche Dichtungen für göttliche Offenbarungen ausgeben und unterschieben wolle. Wer sieht nicht hieraus, daß er zu den geoffenbarten Wahrheiten andre, die dem System der christlichen Religion gemäß sind, hinzu dichten, und dem Leser zum voraus sagen will, daß er sie bloß für menschliche Dichtungen halten soll? Dieses nenne ich seine Materien mit Delicatesse vortragen. Herr Lessing wird es nicht also nennen. Wie hätte er wohl nach der Meynung dieses Kunstrichters anheben sollen? ungefähr so?

Laß mich ewiger Geist, durch deinen Beystand gestärket
Den Messias, und seine Erlösung der sündigen Menschen
Singen. rc.

Wäre dieses oder dergleichen so fein gewesen, als er sagt, daß es angelegt werden müßte? So fein auch diese Stelle entworfen werden konnte, so zweifle ich doch, daß ein gleichgültiger Wort, als das Wort, laß und Beystand ist, gewählt werden können. Sie lassen an diesem Orte noch die erträglichste Erklärung zu. Wer geräth aber nicht, wenn er sie weiter untersuchet, und in dem Messias hernach so reiche

Erdichtungen lieset, auf die Gedanken, daß der Beystand des heiligen Geistes darinn bestanden habe, ihm diese Dinge zu offenbaren, und daß der Dichter sich mit Fleiß im Anfange so schielend ausgedrückt, und so allgemeine Worte gewählt habe, um sich nicht offenbar zu einem Schwärmer zu machen! Herr Klopstock ist behutsamer; er giebt gleich sein Werk für ein bloß menschliches Werk aus: deswegen hebt er an:

Sing, unsterbliche Seele!

Dieses war noch nicht zureichend, sich von allem, auch dem geringsten Verdacht, zu entfernen, daß er seine Dichtung für geoffenbarte Wahrheiten oder Eingebung ausgeben wolle; deswegen bittet er den heiligen Geist, ihm die Dichtkunst heilig, und in verklärter Schönheit zuzuführen. Ich glaube, daß man gestehen wird, dieses sey ein feiner Zug; ein Zug einer Meisterhand, die die Würde der Materie kannte, die sie zu bearbeiten hatte, und gewissenhaft mit derselben umzugehen wußte.

Eine andre Beantwortung gegen die Veränderung des Anfangs dieses Gedichts, die Herr Lessing vorschlägt, ist diese: weil es unnatürlich ist, erst zu beten, und hernach zu sagen, warum man betet; weil der Dichter den Leser zu lange in Verlegenheit gelassen haben

 müßte,

müßte, was er erwarten sollte; weil sein Gesang kein Gebet, sondern ein Gedicht seyn sollte, und also gleich vom Anfange die Zeichen eines Gedichts haben mußte. Und ist es nicht weit natürlicher, daß er erst den Leser mit dem bekannt macht, was er singen will, und dann diejenige Macht anrufet, deren Beystand er nöthig findet, als wenn er dieses umgekehrt hätte? War er nicht vielmehr nach der Regel schuldig, so zu verfahren? Ich glaube, daß dieser Einwurf beantwortet ist. Itzo haben wir ein Paar witzige Einfälle auszuhalten. „Virgil, „sagt Herr Lessing, spricht: Ich singe „die Waffen und den Held; Klopstock, „sing, unsterbliche Seele! Nichts thut man „lieber und gewisser, als was man sich selbst „befiehlt.„ Mich dünkt, der Einfall steht am unrechten Orte; so, wie überhaupt alle Einfälle, die sich auf eine falsche Erklärung gründen. Wer hat dem Herrn Lessing gesagt, daß er den Imperativ beständig als befehlend erklären muß? Der Imperativ hat bey den Zeitwörtern sehr oft eben die Bedeutung, die der Vocativ bey den Nennwörtern hat: er drückt eine Anrede, eine Ermunterung, eine Aufforderung, eben so oft aus, als ein Gebieten. Um mich deutlicher zu erklären, wähle ich ein Exempel aus dem Kanitz. Kanitz hätte in seinem Gedicht von der Poesie die Muse sehr geschickt anrufen

können;

können; aber es gefällt ihm, keine Anrufung zu machen: er verwandelt sie in eine Ermunterung, in eine Aufforderung an seinen Geist:

Ermuntre dich, mein Geist, ein gutes Werk zu stiften!

Aber Kanitz drückt sich doch aus; er sagt es, daß man es als eine Ermunterung verstehen sollte. Ermuntre dich! Es ist gefährlich, ein Poet zu seyn, wenn man immer seine Figur erklären soll; das gehört für den Ausleger. Kanitz redet indeß im Imperativ, wobey er den Vocativ setzet: ist es nicht gerade so viel, als wenn andre sagen, auf, mein Geist! &c. und würde es nicht ohne Mühe eben so zu verstehen seyn, wenn er gesagt hätte:

Stifte, mein Geist, ein gutes Werk!

Die Sache ist zu deutlich, daß es noch nöthig wäre, andre Exempel anzuführen. Herr Klopstock gebietet also seiner Seele nicht, sondern er fordert sie auf. Ist es so ungewöhnlich, daß ein Dichter zu einem Werke, das bloß für die Seele gehöret, diese Seele zu der Arbeit auffordert? Wie viele ähnliche Exempel wird Herr Lessing in den Psalmen finden! Herr Lessing ist mit einem Einfalle noch nicht vergnügt; er hat noch einen, der beißender ist. Er sagt, diese Stelle würde in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, so heißen: Ich un-

sterblicher Klopstock, singe der sündigen Menschen Erlösung. Dieser Einfall hebt also den ersten wieder auf; Herr Klopstock gebietet sich nicht mehr! Er ist sonst vornehmlich wider die Beywörter, unsterblich und sündlich, gerichtet. Glaubt Herr Lessing in der That, daß sein Tadel trifft; oder weis er selbst, daß er eine Sophisterey begieng? Sie ist nicht schwer zu entdecken! Wenn Klopstock sagt:

Sing, unsterbliche Seele! ꝛc.

so ist es offenbar, daß er mit dem Beyworte den Begriff von ihrer Dauer verbindet. Herr Lessing nimmt das Wort ganz anders: er versteht darunter die Unsterblichkeit des Nachruhms; das ist eben so offenbar; sonst wäre es nicht einmal ein Einfall. Und Herr Lessing will uns doch bereden, daß seine Uebersetzung eben das im gewöhnlichen Ausdrucke sagt, was die Zeile des Herrn Klopstocks in einem ungewöhnlichern? Können zween ganz verschiedene Begriffe in zween nur gleichlautenden Sätzen einerley sagen! Sein Einfall beruht auf folgende Sätze:

Es ist gleich viel, ob ich meine Seele unsterblich nenne, oder meine Person.

Herr

Herr Klopstock sagt, sing, unsterbliche Seele! Es ist also eben so viel, als wenn er sagte: Sing, unsterblicher Klopstock!

Wie kann Herr Lessing die Gefälligkeit von uns verlangen, daß wir ihm den Obersatz zugeben sollen? Ich will ihn dennoch durchgehen lassen; und das ist sehr freygebig; aber wenn Herr Lessing das Wort unsterblich in beyden Sätzen in einen Verstand nimmt, so sagt er offenbar nichts: denn Herr Klopstock wird nicht lächerlich, daß er sich unsterblich, der Dauer seiner Seele nach, nennt. Darinn steckt keine Prahlerey, keine Unbescheidenheit, worauf sich doch der Einfall allein gründet. Wenn aber Herr Lessing das Wort unsterblich einmal von der Unsterblichkeit des Nachruhms nimmt, und das andremal von der Unsterblichkeit der Dauer der Seele; so hat sein Schluß vier Terminos, und das nennen wir eine Sophisterey. Es ist also in diesem Verstande ganz gewiß nicht einerley, ob Herr Klopstock sagt: Sing, unsterbliche Seele, oder, sing, unsterblicher Klopstock!

Und daß es nicht einerley ist, seine Seele, oder seine Person anreden, ist daher klar, weil noch ein Theil mehr zu dieser Person gehört, als die Seele allein. Vornehmlich aber ist es

bey

bey den Dichtern nicht einerley, die man nicht so erklären muß, wie man andre Schriftsteller erkläret. Wollte Herr Lessing die Stelle des Kanitz, ermuntere dich, mein Geist! wohl so übersetzen: Ich Kanitz, ermuntre mich? Und wenn ein Dichter sagt: Erhebe dich, unsterbliche Seele! ꝛc. ist dieses eben so viel gesagt, als ich, der ich unsterblich bin, erhebe mich? Herr Lessing fragt: würde der Dichter nicht zärtlichere Vorstellungen gewählt haben, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? — Und ich behaupte, daß er eben deswegen das Beywort unsterblich wählt; da die Seele durch die Vollendung der Erlösung, die Auferstehung Christi, ihrer Unsterblichkeit versichert ist, und die Frucht derselben erst nach diesem Leben geerndtet werden soll. — Er setzt hinzu: Seine Seele, oder welches dem Herrn Lessing einerley zu seyn scheinet, sich selbst betrachtet er von der prächtigsten Seite, von der Seite der Unsterblichkeit; alle andre Menschen auf der elendesten, auf der Seite sündiger ꝛc. Geschöpfe, scheint er sich nicht von ihnen auszuschließen? — Gar nicht! die Beywörter, unsterblich und sündig, stehen in keinem Gegensatze; sie sind ihrer Natur nach keine Wörter, die sich entgegen gesetzt werden können. Wenn wir diese Zeile so verstehen sollten; so müßte sie heißen: Sing

Sing, unsündliche Seele! der sündlichen Menschen Erlösung;

oder er hätte das Wort Seele wiederholen, und sagen müssen:

Sing, unsündliche Seele! der sündlichen Seele Erlösung.

Und dann hätte Herr Lessing erst Grund gehabt, seine Folge daraus herzuleiten.

Warum das Wort unsterblich gewählt ist, habe ich erkläret; warum er das Wort sündlich bey Menschen setzt, ist noch leichter einzusehen. Hatten diese Menschen einer Erlösung nöthig, wenn sie nicht sündlich waren? Es liegt also in dem Beyworte, sündlich, die Ursache ihrer Erlösung; und daher steht dieses Wort nicht müßig, sondern nothwendig. Aus der Sünde der Menschen war es begreiflich, warum sie, und wovon sie erlöset werden sollten. Wenn man die Menschen sündlich, und seine Seele unsterblich nennt, folgt daraus, daß man sich von den Menschen ausnehme? Können die unsterblichen Seelen nicht sündlich seyn? Der Begriff der Unsterblichkeit müßte den Begriff der Sündlichkeit ausschließen, wenn der Schluß folgen sollte; das ist offenbar. Herr Lessing sagt: Scheinet es nicht, als wenn er sich davon ausschlöße? Diese Frage beant-

wortet

wortet eine andre; muß man nach dem Scheine urtheilen, wenn er auch gleich vorhanden wäre?

Keine Reihe entgehet dem Tadel des Herrn Lessing.

Die der Meßias auf Erden in seiner Menschheit vollbrachte.

Diese Zeile ist leer, sagt er. Er hätte sagen sollen, so, wie ich sie erklären will; sonst sagt sie genau das, was sie sagen mußte. Warum ist sie leer? Ein einziger Begriff ist unter verschiedenen Ausdrücken darinn wiederholet. Auf Erden, und in seiner Menschheit liegen schon in dem Worte Messias. Wenn anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn ꝛc. gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. „Das ist wahr;„ aber nicht nothwendiger als es itzo ist. Ewiger Sohn, konnte er nicht sagen; weil er den Namen nennen mußte, worunter der Sohn Gottes die Erlösung vollbracht hat; den eigentlichen Namen, der dem Werke genau angemässen war, das er von ihm besingen wollte: und der war der Name, Messias. Uebrigens mögen die Begriffe auf Erden und in der Menschheit in diesem Begriffe liegen; wenn man auf die Absicht siehet, warum der Dichter sie hinzu setzt. Nicht, um eine

Reihe

Reihe voll zu machen, sondern genau seinem Leser zu sagen, was er erwarten sollte, wie weit er von dem Erlösungswerke singen wollte, nämlich so weit, als dieser Messias wirklich in seiner Menschheit auf Erden diese Erlösung vollendet hat; seine Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung; und das sagt genau, diese Reihe, und kein Wort ist unnütz. Wofern ich nicht sehr irre, so war dieses die Meynung des Dichters; und Herr Lessing hat ihn gewiß falsch verstanden. Haben wir Recht, (denn allein der Dichter muß hier die Richtigkeit einer Auslegung bestimmen; oder wir müssen erst das Ende erwarten, und alsdenn wäre es zu früh, daß Herr Lessing den Plan tadelt, ehe er ausgeführt ist, und sich folglich eines durch das andre erklären läßt;) habe ich Recht, so ist auch schon der Zweifel beantwortet, den Herr Lessing gegen das Wort, vollendet, macht, und der mich völlig überzeugt, daß er ihn anders versteht, als ich. Er sagt: „Zur Erlösung „des Menschen gehörten auch das Hinabsteigen „zur Hölle, und die Himmelfahrt Christi. Ist „es aber auf Erden geschehen, daß er sich den „Teufeln triumphirend gezeigt hat?„ Wir nehmen es hier an, daß die Höllenfahrt so erwiesen und angenommen sey, als Herr Lessing will; die Untersuchung gehört in die Dogmatik: aber wenn wir ihm alles zugeben, so gewinnt

er nichts. Der Dichter will nicht von dem ganzen Erlösungswerke singen; (so, wie ich ihn verstehe,) und eben daher sieht Herr Lessing, daß es nöthig war, sich genau zu erklären, wie viel er davon singen wollte; er sagt daher ausdrücklich die Erlösung,

> Die der Messias auf Erden, in seiner Menschheit vollendet.

Und diese Erlösung, die er auf Erden in seiner Menschheit gestiftet, die will er ganz besingen; daher sagt er vollendet. Kein Wort ist leer! Herr Lessing setzt hinzu: Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten schließen konnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören sollte. Sehr richtig! so richtig, daß ich mich verwundere, wie Herr Lessing sich darinn irren können, und lieber den Dichter, den er an andern Stellen so gedankenreich findet, eine ganze leere Zeile sagen lassen will! Noch zwo Zeilen:

> Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
> Mit dem Blute des heiligen Bundes vom neuen geschenkt hat.

Herr Lessing fragt: Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verlohren? Diese Frage kommt mir noch sonderbarer vor, als ihm

ihm die Stelle aus dem Messias! Er wird es ja wohl nicht läugnen, was alle theologische Systeme lehren, daß der Mensch durch Sünden die Liebe Gottes verlohren hatte? Oder will er Schriftsteller zum Beweise haben? Fällt es ihm nicht ein, daß wir Kinder des Zorns waren? Er hätte es auch daraus schließen können, daß ohne die Erlösung alle Menschen verdammt werden müßten; welches nicht hätte seyn können, wenn sie nicht vorher die Liebe Gottes verlohren hätten. Er sucht einen Widerspruch darinn, Gott haßte also die Menschen, und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen. Ich finde den Widerspruch nicht! Gott haßte die Menschen als Sünder, und liebte sie als Geschöpfe, die nach seinem Bilde erschaffen waren. Dieses ist genug, nicht nur den Verfasser des Messias völlig zu rechtfertigen, sondern auch genug, uns in eine Verwunderung zu setzen, wie Herr Lessing diese Stelle immer hat anfechten können? Diese Liebe hat also Gott in dem Erlöser dem Menschen vom neuen geschenkt; das ist schriftmäßig geredet. Noch ein Einwurf ist eben so leicht zu beantworten:

Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stund Judäa
Wider ihn auf, er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Er fragt, hat das jüdische Volk, von dem anderswo gesagt wird, daß es die Krone der Erwählung unwissend hinweg warf, Jesum nicht für den erkannt, der er war, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? „Eben dadurch, daß es „ihn nicht davor erkennen wollte; ob es ihn gleich „an den Wundern hätte erkennen müssen, wenn „es gewollt hätte: eben dadurch, daß es die Kro„ne der Erwählung hinweg warf, und seiner „Lehre sich widersetzte, und wider ihn aufstund.„ Er sagt ferner: „Alle Verfolgungen der Ju„den sind der Absicht Christi eher behülflich ge„wesen.„ Wenn er darunter bloß auf das Leiden sieht, so kann er Recht haben; ohnerachtet ich nicht so reden möchte. Aber war denn dadurch die Versöhnung der Menschen schon vollbracht, daß Christus litte und starb? Mußten nicht diese Menschen ihn als ihr Caput repraesentativum annehmen, an ihn glauben, und seine Lehre ausüben? Und warfen sie sich nicht gegen diese auf? Wie konnte nun ihr Widerstand den Absichten Christi behülflich seyn? So weit die Einwürfe. Herr Lessing setzt einen Rath hinzu: man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Eingangs im Ganzen, und sage: Ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat. Ich bin seinem Rath gefolget; ich habe das Ganze übersehen, und wirklich gefunden, daß Herr

Klopstock die Geschicklichkeit eines Meisters besitzt, seinen großen Plan ins Kurze zu ziehen. Ich habe noch mehr gethan; ich habe auch die Einwürfe des Herrn Lessings geprufet, und habe gefunden, daß Herr Klopstock nicht die geringste Ursach hatte, ein Wort nach diesen Einwürfen zu verändern. Daß Herr Lessing diese Einwürfe einmal drucken ließ, war ihm zu vergeben; daß er sie aber für wichtig genug hielt, sie in Form der Briefe zum zweyten mal in seinen kleinen Schriften drucken zu lassen, das war ein Zeichen, daß er sie nicht so oft untersuchte, als er sie drucken ließ.

Vertheidigung der schlechten Schriftsteller.

Ich habe es mehr als einmal gesagt, daß man den schlechten Schriftstellern zu wenig Recht wiederfahren lässet: und itzo führe ich den Beweis. Sie sind nichts weniger, als Ungezieser eines Staats, und arbeiten zu dem allgemeinen Nutzen, und für die Oekonomie eines Landes eben so glücklich, wie die Gelehrten; und zehnmal eifriger, als diese. Ich kann es nicht läugnen, ich muß mich ver-

wundern, daß Männer von Genie und Einsicht, daß selbst Philosophen, mit der größten Heftigkeit, im Ernst gegen die schlechten Schriften toben, und oft so kurzsichtig sind, in Wünsche auszubrechen, daß ein Landesherr durch ein Gesetz schlechten Schriftstellern ein Schweigen auferlegen möchte! Nichts ist unphilosophischer, und der wahren Politik mehr entgegen, als ein solcher Wunsch! So weit erstrecket keine billige gesetzgebende Gewalt ihre Strenge; und wenn ihre Gränzen so weit reichten, so würde ein Landsherr die größte Ursach haben, kein solches Gesetz zu geben. Wenn er es auch, als ein Beförderer der Gelehrsamkeit wollte, so würde er, als ein Menschenfreund, Bedenken tragen, und als ein Staatskluger niemals darein willigen.

Man sieht, daß ich Herz genug habe, mich gegen die allgemeine Meynung aufzuwerfen, und den schlechten Schriftstellern das Wort zu reden. Diejenigen aber, die denselben so schrecklich sind, dürfen nur das Herz haben, mich zu hören, um für sie zu fechten. Ich will sie mit Philosophie und Politik bekriegen; und ernsthafte Gründe sollen den Witz der Dunciaden zu Boden schlagen. Wenn sie es für Scherz annehmen, so beleidigen sie meine Aufrichtigkeit.

Ich

Ich könnte zugeben, daß schlechte Schriftsteller in einigen Absichten ein nothwendiges Uebel wären. Aber was würden sie dadurch gewinnen? Aus dem Schooße der tiefsten Philosophie könnte ich Gründe herholen, ihnen ihren ungleich größern Nutzen im Allgemeinen zu beweisen. Dieses Uebel, könnte ich sagen, ist nur ein besondres Uebel, wodurch die Vorsicht zum allgemeinen Nutzen wirket. Ich könnte sie, wenn ich auch den wirklichen sichtbaren Nutzen nicht zeigen könnte, mit dem Pope stumm machen:

Wenn Sturm und Plagen nicht des Himmels Zweck zernichten;
Warum ein Bav und Mäv, mit Prose oder Reimen?

Aber so viel darf ich mir nicht vergeben. Ich werde es nicht so leicht zugeben, daß die schlechten Schriften Uebel sind, deren Nutzen wir nicht einsehen können. Ganz gewiß nicht! oder doch eben so wenig, als die besten Schriften von allen Arten; und dieser Satz ist leicht bewiesen. Ein Schluß, der alle Zweifel löset, soll uns aus einander setzen. Vom Allgemeinen aufs Besondre gilt die Folge: Wenn also besondre Schriften ein Uebel seyn sollen, so müssen Schriften überhaupt ein Uebel seyn können; ab esse ad posse: Unter diese Schriften überhaupt, gehören also auch die guten Schriften.

Also können die schönsten Schriften ein Uebel seyn. War zu erweisen! Ich wollte fortfahren, in einer Kette von Schlüßen meine Reihe von Wahrheiten vorzulegen; allein, ich werde so kalt dabey, daß mir die Feder in der Hand tanzt. Ich will also lieber meine natürliche Sprache reden. Man muß es gestehen, daß besondre schöne Schriften ein größres Uebel sind, als die schlechten; wenn man in die Geschichte der Philosophie zurückgeführet wird. Wie viel Unheil haben sie der Welt und ihren Verfassern gestiftet, zu einer Zeit, da man noch nicht mehr sehen durfte, als die barbarische Welt; da es ein Todesverbrechen war, Gegenfüsser zu glauben, und der Sternseher mit Zittern sein Sehrohr richtete, aus Furcht, daß er einen neuen Stern entdecken möchte? Man darf sich nur daran erinnern, wie viele Märtyrer der Wahrheit geworden sind, so wird man zugeben, daß Wahrheiten zu entdecken, nicht immer gut ist: wenigstens ihren Verfassern nicht. Eine neue Wahrheit hat etwas schreckliches, ein jeder andrer fürchtet sich, sie zu untersuchen, oder vielmehr sie wahr zu finden. Sie soll demnach falsch seyn, und Ketzer ist die gelindeste Benennung für den, der sich unterstehet, das heilige Dunkel aufzuklären, worinn das Vorurtheil seinen Thron bevestiget hat.

Der

der Welt hat beständig die Schärfe der Augen gefehlet, allenthalben Wahrheiten und Meynungen zu unterscheiden, und so lange wir noch menschliche Schwachheiten haben, werden wir nicht schärfer sehen. Ist es nicht grausam, und muß es Leuten nicht wehe thun, die in Vorurtheilen stecken, wenn ihnen ihre liebsten Meynungen genommen werden? Und wer ist der, der ohne alle Vorurtheile lebt? Man sage einer Megare, daß sie schön sey; so wird man sich nicht zu fürchten haben, daß diese Unwahrheit unangenehm seyn, oder beleidigen werde. Aber wenn man einer Schönen beweisen wollte, daß sie nicht schön sey; wenn man ihr durch ein Vergrößrungsglas eine schreckliche Haut da zeiget, wo das unbewaffnete Auge Helfenbein und Marmor sah; wenn man ihrem Gesichte die Mischung der Farben nehmen, und sie der Brechung der Lichtstrahlen zuschreiben will, so ist nicht zu hoffen, daß man gefallen könne. In andern Fällen ist es eben so; die Umstände sind nur verändert. Wir haben gewisse Meynungen, die uns eine Zeitlang beherrschen, und wer diese angreift, der greift uns an die Seele. Dieses erfahren vornehmlich die Satyrenschreiber. Man gestehet, daß diese Wahrheiten sagen; aber kein Volk ist verhaßter, und stiftet mehr Unheil als sie. Es giebt gewisse Unwahrheiten, die uns höchst angenehm sind: und wer

uns diese raubet, verfähret oft tyrannisch gegen uns, und raubt uns Ruhe und Zufriedenheit. Alle, die aus einer angenehmen Blindheit gerissen werden, rufen einmüthig: Gebt mir meinen Irrthum wieder!

Wahrheiten schaden also, indem sie uns Irrthümer rauben; aber sie schaden auch, indem sie uns Irrthümer schaffen. — Wahrheiten sollten Irrthümer schaffen? Allerdings! Man verstehe mich nur recht. Wenige sind im Stande, die wichtigsten Begriffe und Sätze der Philosophie recht zu fassen. Sie verstehen sie also nach ihrem System, welches falsch seyn kann, bauen Folgen darauf, und erzeugen Irrthümer. Dieses ist die kurze Geschichte der meisten Sekten. Was für Irrthümer hat Epikur, Plato, Aristoteles; und in den neuern Zeiten, Cartes, Leibnitz und Wolf selbst mit Wahrheiten veranlasset! Die Schüler des Epikurs verstunden seine voluptas nicht, und wurden Lehrer aller Wollüste; aus dem Aristoteles giengen Ungeheuer hervor, als ihn die Scholastiker bearbeiteten; Cartes soll einen Spinoza erzeuget haben; und was für Zeug lehren einige Schüler der letztern noch itzo? Verlanget man auch Beyspiele aus dem Reiche der schönen Wissenschaften; so lese man die Schriften eines Mannes, dem Apollo alle

seine

seine Geheimnisse entdecket haben sollte, wie man vordem überall, und itzo noch hie und da glaubet. Er beleget alle seine Irrthümer mit den Zeugnissen der besten Gewährsmänner, die es leiden mußten, daß sie unter seiner Hand alle Wahrheit und Schönheit verlohren. Man könnte sagen, dieser schlechte Schriftsteller breite den Irrthum aus, nicht jene. Dieses ist recht; und ich sage, die besten Schriftsteller haben ihn veranlasset; ist dieses nicht recht? Man gestehet, daß er aus den besten Quellen geschöpft hat. Nehmt diese weg, so wird kein Irrlehrer seyn, der seinen Namen führet, und sie verderben kann. Schlechte Schriften haben schlechte Geister zu Verfassern; und schlechte Geister haben wenigstens den Vortheil, daß sie nicht auf viele Irrthümer gerathen, und gefährliche Neuerungen stiften können. Von allen Zeiten her sind es die größten Geister gewesen, die auf die größten Thorheiten verfallen sind. Hält man den Spinoza für einen schlechten Geist? Wenn man ihn für einen Irrlehrer hält; so gebe ich darinn allerdings Beyfall: aber ein großes Genie kann man ihm nicht mit meiner Bewilligung absprechen. Es ist kein Irrthum, keine Thorheit, sagt ein berühmter Verfasser, den nicht einmal ein grosser Philosoph gelehret hätte. Mit wie vielen Beweisen wird ein jeder diese Wahrheit bestätiget

get finden, der sich darauf besinnen will? Kleine Geister können nur nachbeten. Und sie beten so übel nach, daß ein Irrthum in ihrem Munde fast aufhöret, gefährlich zu seyn. Dieses ist allerdings eine von ihren löblichen Eigenschaften. Es ist ihnen eigenthümlich, nichts erhebliches zu sagen: und ein elender Scribent, der, zum Exempel, ein Spötter der Religion seyn will, befindet sich in einem eben so unnatürlichen Stande, wie ein Lahmer, der betrunken ist, und der ganzen Welt Hohn spricht. Es ist bekannt, wie sehr ein Irrthum schaden kann, der in blendenden Farben, und angenehm vorgetragen wird: und es ist bekannt, was ein schöner Schriftsteller verlieret, wenn er durch die Hände eines elenden Schriftstellers gegangen ist. Seine Zusätze, oder sein Abschneiden dämpfet den Gift. Dieses sind Wahrheiten, die niemand läugnen wird.

Aber ich kann noch mehr sagen; ich kann zeigen, daß schlechte Schriften im gemeinen Leben mehr Nutzen stiften, als die besten: und wer mir ein wenig Politik erlauben will, dem kann ich gleichfalls zeigen, daß sie in der Oekonomie eines Staats unentbährlich sind. Man wird die Hände zusammen schlagen, wenn man den Beweis höret, und ausrufen:

Tis yours, a Baion or a Locke to blame,
A Newton's genius, o a Miton's flame!

Pop. Dunc.

Es ist wunderlich, daß unsre Kunstrichter und Dichter sich die Hoffnung machen, überall einen richtigen Geschmack einzuführen, und noch wunderlicher, daß sie in Eifer gerathen, wenn sie sehen, daß sie sich irren. Die Kriege, die hierüber geführet werden, und beynahe so heftig sind, daß wir ein Handgemenge zu befürchten haben, werden von beyden Seiten gleich unphilosophisch und vergebens geführet. Auf beyden Seiten finde ich eine Ungerechtigkeit, nur hat die eine Partey im Grunde mehr Menschenliebe. Die schlechten Scribenten wollen aus Genies Blödsinnige, und die schönen Schriftsteller aus Dummköpfen, (man vergebe mir dieses hartlautende Wort; es sollte nicht beleidigen,) Genies machen. Es ist allerdings weit menschlicher, den Versuch zu machen, ob man aus Rasenden Vernünftige, als diesen, ob man aus Vernünftigen Rasende machen könne; aber ist nicht beydes gleich unmöglich? Doch dieses bey Seite gesetzt, überlege man nur, was eine Partey von der andern fordert. Nichts weniger, als daß der einfältige Theil, der glaubt, seine Leidenschaften, seine Natur; und der betrügliche Theil, der lehret sein Richteramt nie-

verlegen, vom Throne aufstehen, und sagen soll: Ich bin kein Orakel!

Der Geschmack ist so verschieden, als die Gemüthsarten und Leidenschaften sind. Diese Verschiedenheit, die die Natur mit so vieler Weisheit in allen ihren Werken beobachtet hat, findet sich auch mit eben der Weisheit in den Empfindungen der Denkungsart, dem Vergnügen, dem Geschmacke der Menschen. Stellet euch das Unglück vor, wenn alle auf einen Gegenstand verfallen sollten! — Der Himmel möchte alsdenn dem unmittelbar beystehen, dem er gute zuverläßige Gliedmaaßen versagt hätte. Und, wir armen kleinen Geschöpfe! was würden wir wohl gegen das Riesengeschlecht der stark gebauten Pedanten und Tagelöhner in einem gefährlichen Kriege ausrichten? Ich habe nicht nöthig, die Absichten der Natur hiebey zu untersuchen. Es ist mir hier genug, daß die Verschiedenheit unläugbar ist. Wenn wir nun verlangen, daß alle Menschen einen richtigen, wahren Geschmack haben sollen; so verlangen wir, da überhaupt die Wahrheit nur eine einzige, oder sich überall gleich ist, daß ein einziger Geschmack eine Menge von Menschen beherrschen soll, die in andern Absichten fast unendlich verschieden sind: oder wir verlangen, daß sie zuvor alle einerley Empfindung, Gemüths-

müthsart, Leidenschaften und Seelenvermögen haben sollten. Wir verlangen demnach nichts mehr, als in dem ersten Falle einen offenbaren Widerspruch; und in dem andern ziehen wir wider die Natur selbst zu Felde.

Es ist tyrannisch, etwas von andern zu fordern, was die Kräfte der Natur übersteigt, tyrannisch, wenn man fordert, daß sie etwas einsehen oder empfinden sollen, was sie in ihrer Art zu denken, nach dem Bau ihrer Seelen, mit einem englischen Philosophen zu reden, nicht empfinden können, und eben so grausam, als wenn Nero die Traurigen zwang zu lachen, und die Frölichen zu weinen. Wir sind nicht Gebieter oder Gesetzgeber über die Gemüther, und also nicht über den Geschmack der Menschen. Diese gehören unter die Herrschaft der Natur; die, wenn sie sich schon der Kunst in gewisser Einschränkung als eines Rathgebers bedienet, dennoch auf ihre Herrschaft zu eifersüchtig ist, ihre Gesetze nach unserm Willen zu verändern, und von ihrer weisen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit abzugehen. Es ist möglich, daß Leute ein eben so großes Vergnügen an dem Hermann finden, als andre an dem Homer. Meynest du nicht, sagte Antipater zu einer Frauen, die ihn beklagte, daß er seiner Blindheit wegen das Vergnügen des

Lichts

Lichts entbehren mußte; meynest du nicht, daß es in der Finsterniß auch Vergnügen gäbe? Und, wie ich glaube, antwortete er sehr philosophisch.

Nehmet auch an, daß dieses Vergnügen, was man an einem Hermann, oder an sonst einer Schrift unsrer Verdienstvollen schlechten Schriftsteller empfinden kann, nur in der Meynung bestehen müsse. Ihr gewinnet nichts dadurch: denn wird nicht das menschliche Leben überhaupt mehr von der Meynung, als von Vernunft beherrschet? Ich wollte, daß unsre streitenden Parteyen sich an die Worte des Hume erinnerten: Mit dem Domitian Fliegen spießen, wenn es mehr Vergnügen verursachet, ist dem Jagen der wilden Thiere mit dem Wilhelm Rufus, oder den Eroberungen der Königreiche mit dem Alexander vorzuziehen.

Wenn nun eine Menge von Menschen ein Vergnügen an schlechten Schriften findet; so haben die schlechten Scribenten, in Ansehung dieser, mehr Verdienste und Nutzen, als die guten: und überhaupt, da die Mehrheit der Stimmen hierinn den Vorzug an Nutzen und Verdienst allein bestimmen muß; so ist es nicht schwer zu beweisen, daß schlechte Schriftsteller

mehr

mehr nützen, als gute. Zählet man mehr als einen von den Lesern, der einen richtigen gesunden Geschmack hat, gegen hundert, die fast nicht wissen, was Geschmack ist? Das Verdienst der schlechten Schriften gegen die guten verhält sich also, wie hundert gegen eins. Ich will nicht sagen, daß die meisten Stimmen den Geschmack ausmachen, noch auch, daß es billig sey, daß die Einen sich nach den Hunderten richteten. Aber wie unbillig würde es hingegen seyn, wenn dieser Eine den Hunderten vorschreiben wollte, woran sie sich vergnügen sollten, und woran nicht? Wenn er fordern wollte, daß sie ihrem Vergnügen entsagten, blos um dem seinigen ein Zeugniß zu geben, damit ihm doch in der Welt nichts gedienet seyn kann? Reden unsre scharfsinnigen und richtigen Kunstrichter aus Neid, oder aus einem Eifer der Menschenliebe, wenn sie ihre Flüche auf die schlechten Schriften ausschütten, oder ihren wilden Satyr loslassen? Sollten sie, die sie gewiß ein vollkommners Vergnügen empfinden müssen, wenn sie unsre Kleiste, Gleime, Haller und Klopstocke lesen, den schlechten Schriftstellern das kleinere an einem Hanken, Stoppen, Triller, beneiden? Nicht aus Neid; sollte wohl jemand, der eine der schönsten und seltensten Früchte hat, so wunderlich seyn können, einem andern den Besitz einer rohen Rübe

zu beneiden? Nicht aus einem Eifer der Menschenliebe: denn es ist keine Menschenliebe, die einem andern sein Vergnügen rauben will, wenn sie ihm auch ein größers zugedacht hat, das er nicht empfinden kann. Ich will es sagen, was unsre Kunstrichter so geschäfftig macht: eine Hochachtung für ihre eigne Meynungen.

Vergebet mir diese ganz kleine Ausschweifung. Will man aber noch immer den schlechten Scribenten die Federn, und den schlechten Lesern die schlechten Schriften nehmen; so sehet nur einmal, wie grausam sie sind, und was für Unglück sie stiften. Wie soll Codrus leben, wenn er nicht schreiben soll, und Grilla, wenn sie ihn nicht bewundern kann? Es ist offenbar, der eine wird das Schicksal des St. Amant haben, und die andre wird entweder ausschweifen, oder schlafen, wenn sie nichts schlechtes lesen kann. Eine ganze Menge von Wesen, in der Kette der Dinge wird unwirksam und unnütz seyn; und in der Maschine des politischen Körpers werden viele Räder stehen. Wie unvorsichtig ist der Wunsch, daß durch ein Gesetz den schlechten Schriftstellern das Schreiben verboten werde! Wie gefährlich, und wie sehr dem Zwecke der Schöpfung zuwider! Gebt aber dem Codrus seine Feder, so kann Grilla den Augenblick wieder lesen, und alles ist wieder in

Bewegung. Unterwerfet euch dem Willen der Natur, so wie er. Die Natur hat nichts umsonst erschaffen; alles soll arbeiten. Kann Codrus aber anders arbeiten, als nach den Kräften, die sie ihm gegeben hat? Wenn sie ihm noch den Abgang an Seele, an starken Gliedmaaßen ersetzet hätte; so würden wir einigermaaßen Recht haben, wenn wir ihm riethen, ein Sänftenträger, oder sonst ein nützlicher Mann zu werden. (Ob wir ihm gleich, als Staatskluge, rathen würden, ein Schriftsteller zu bleiben.) Aber er ist schwindsüchtig und schwächlich; er muß also dem Gebote der Natur durch Schreiben gehorchen. Wolltet ihr es ihm übel nehmen, daß er schreibt? — Er soll schreiben. Wolltet ihr es ihm verdenken, daß er schlecht schreibt? — Verdenket es also auch dem Roßkäfer, daß er kein Adler ist!

Ehe wir so zuverläßig wünschen, etwas abgeschafft zu sehen, sollten wir billig die Sache erst von allen Seiten betrachten, ob sie nicht von der einen Seite vielleicht mehr Vortheil schaffet, als sie von der andern Schaden verursachet. Dieses ist ganz offenbar der gegenwärtige Fall. Wenn ich nach allem dem, was ich doch von dem Gegentheile gezeigt habe, zugeben wollte, daß die schlechten Schriften nichts als Nachtheil stiften; so würde doch diese Seite,

wovon ich sie itzo betrachten will, alles ersetzen, und ihrer Nutzbarkeit ein sehr grosses Uebergewicht geben. Wenn an der einen Seite der wahre Geschmack, wenn eine Menge einzelner Personen, ja wenn die Wahrheit selbst darunter leidet, daß schlechte Schriftsteller schreiben; so leidet an der andern Seite der Staat, und eine ganze Nation darunter, wenn sie nicht schreiben. Der Beweis ist nicht schwerer zu führen als der erstre: die Sache ist so gewiß, daß wir nicht wünschen können, den schlechten Schriftstellern das Handwerk zu legen, ohne zugleich zu wünschen, daß

Ruling Angels from their Spheres be hurl'd
Being on Being Wreckd, and World on World,
All this dread order break!

daß ich nur weniger politische Wahrheiten bedarf, sie zu überzeugen.

Ein Land ist arm, wenn der Handel in schlechten Umständen ist, die Aecker unfruchtbar, und keine Manufacturen im Gange sind; und folglich wenige Gewerbe und Künste Unterhalt finden können; und reich nenne ich ein Land, worinn der Handel blühet, das fruchtbare Felder und fleißige Einwohner hat, und also zugleich reich an allen Arten von Gewerben und Künsten ist. An diese Wahrheiten wollte ich

meine Leser nur erinnern, damit sie die Bündigkeit meines Beweises leichter einsehen möchten. Lasset uns itzo die Schriftsteller als Glieder eines Staats betrachten, die gewisse Produkten liefern, und also an dem gemeinen Handel arbeiten; so werden wir sogleich auf zween Sätze geführet, die den Nutzen dieser Handwerker zeigen: erst vermehren sie die Menge des Volks, und zweytens, vergrößern sie den gemeinen Schatz. Auf den letzten will ich nur dringen.

Der Schatz eines Landes kann entweder dadurch vermehret werden, daß Geld aus andern Ländern in unsers geleitet wird, oder auch dadurch, daß das Geld, welches aus unserm Lande in ein andres gewiß abfließen würde, zurück gehalten wird. Auf beyde Arten machen sich die schlechten Schriftsteller das Publicum verbindlich.

Fremdes Geld in unser Land zu ziehen, kann durch den Handel mit innländischen Produkten am reichlichsten geschehen. In dieser Absicht richtet man Fabriken und Manufacturen auf. Die Vergleichung hat im politischen Verstande nichts unnatürliches noch gezwungenes, wenn ich die Werke der schlechten Schriftsteller mit den Waaren einer Manufactur vergleiche: und vielleicht hat sie auch im moralischen Ver-

stande, und der Deutung des Worts Manufactur nach, so gar ihre Richtigkeit. Wie viele Centner Waaren oder Schriften liefert diese Fabrik jährlich zweymal auf die Messen? Eine unglaubliche Menge! Für diese Schriften, die nichts eingebracht haben würden, wenn sie nicht aus dem Gehirn der Verfasser hervorgegangen wären, bringet der Buchhändler brauchbare Waaren und baares Geld zurück. So viel gewinnet also das Land. Man muß gestehen, daß das Verhältniß des Gewinns weit größer ist, als den die Manufacturen eintragen. Berechnet nur den Vorschuß zu dergleichen, und die jährlichen Kosten, sie zu unterhalten; so müsset ihr schon von der ganzen eingebrachten Summe ungemein viel abrechnen, was nicht eingebracht Geld ist. Und wie selten haben wir Fabriken, die nicht selbst erst viele Materialien aus fremden Ländern haben müssen, damit sie ihre Waaren daraus machen! Und dieser Abzug von der gewonnenen Summe ist noch weit beträchtlicher. Aber die Summe, die schlechte Schriften ins Land ziehen, ist ganz gewonnen. Ihre Produkte sind innländisch; ihr Kopf ist der Boden gewesen, worinn sie wuchsen; und was sie zur Bearbeitung derselben nöthig hatten, war nicht kostbar. Papier und Feder machen einen unmerklichen Abzug von ihrer eignen Einnahme, aber nicht den geringsten von der Summe,

me, die das Land ziehet, weil es Landesprodukten sind; oder die Gänse müßten bey uns ausgestorben seyn, daß man ihre Federn kommen ließe. Noch zur Zeit sind sie allenthalben eben so häufig, als die schlechten Dichter und Schriftsteller, die sich ihrer Flügel bedienen. Das Geld also für das Geräthe bleibt gewiß im Lande. Wolltet ihr mir aber den Einwurf machen, daß der Verlag schlechter Schriften manchem Buchhändler den Schiffbruch verursachet; so sage ich euch, auch bey dem Verlage guter Schriften sind viele zu Grunde gegangen. Und welches ist wohl aller Wahrscheinlichkeit nach mehr zu vermuthen? dieses, daß schlechte, oder dieses, daß gute Schriften grössern Abgang finden? Will man nur bey der oben angegebenen Proportion der Leser von Geschmack gegen die Leser ohne Geschmack bleiben; so haben wir hundert Käufer für die schlechten, gegen einen einzigen für die guten Schriften: Und dieses Verhältniß ist sehr billig. Wenn ich einem Buchhändler auf mein Gewissen rathen sollte, so riethe ich ihm immer mit der größten Zuverläßigkeit, schlechte Schriften zu verlegen. Denn das ist ein ewiger Grundsatz, daß er bey lauter guten Schriften zu Grunde gehen muß, der auf keinen schlechtern Gründen beruhet, als auf einem richtigen vest mathematischen Verhältniß zwischen

den schlechten und guten Lesern. Doch damit ich andre auch aus der Erfahrung überzeuge; so frage ich meine Leser: Kennen sie gar keinen elenden Schriftsteller, der allein eine Bibliothek, und einen Buchhändler reich geschrieben hat? Sie können sich hieraus zugleich einen Begriff von der ganzen Summe aller schlechten Schriften machen, wenn ein einziger in einigen Jahren wenigstens 20000 Thaler in die Tasche eines Buchhändlers geschrieben hat. Ich hatte Lust, eine mäßige Anzahl von schlechten Schriftstellern anzunehmen, auf jeden Kopf jährlich, mäßig, zwölf Alphabet zu rechnen, eine Auflage von tausend Stück vest zu setzen, für jeden Bogen nur einen Pfennig Gewinn anzunehmen, und daraus die gewonnene Summe zu berechnen; aber ich erstaunete selbst über meine Berechnung, und wollte sie lieber unbekannt lassen, weil sie unglaublich war. Wenn ich aber auch noch die Hälfte davon verlieren will, so bleibt sie noch immer so groß, daß eine Manufactur im höchsten Flor seyn müßte, und wenig aus fremden Ländern borgen dürfte, wenn sie den öffentlichen Schatz mit eben der Summe vermehren sollte. Von dieser Betrachtung ganz auf die Seite der schlechten Schriftsteller hingerissen, sage ich noch einmal, daß ich mich über die Blindheit der Philosophen und Kunstrichter verwundere, wenn sie so unbedachtsam

auf die schlechten Schriften schmähen! Wenn sie Patrioten wären, so würden sie lieber wünschen, daß tausend schlechte Schriftsteller aufstünden, ehe ein einziger aufhörte, in dieser einträglichen Manufactur zu arbeiten! Warum aber nicht vielmehr vortreffliche Schriftsteller? — Warum? — aus hundert Ursachen.

Erst habe ich gewiesen, daß es der gerade Weg zum Fallit ist, wenn ein Buchhändler lauter vortreffliche Schriften verlegen wollte: und wenn man noch mehr Grund braucht, so überlege man: Ein vortrefflicher Schriftsteller ist einem Lande kostbar. Er verlangt ein Amt; gebt ihm eine Hebungsbedienung: Die kann ein Kammerdiener oder Sänftenträger, der besser zu geben und zu nehmen weis, und überhaupt eine größere Hochachtung für das Geld hat, zehnmal vortheilhafter für sich, und für die Kasse verrichten. Jener würde gewiß Schaden verursachen: Erinnert euch nur an den berühmten Bako. Oder er fordert einen Gehalt; — ein Punkt, der mit der Oekonomie eines Landes nicht bestehen kann. Er verwendet einen Schatz auf Bücher und gelehrtes Geräthe, dafür die Summen aus dem Lande gehen — Ein Umstand, den keine Politik billigen kann — Und was das schlimmste ist, ein solcher kostbarer Gelehrter schreibt mit allen

Büchern, mit allem dem Geräthe, oft nur ein Buch, das ein einziges Alphabet stark ist, und stirbt. — Das kann kein Land aushalten. Ein schlechter Schriftsteller hingegen ist auch ohne Gehalt zufrieden; ein Dutzend Bücher ist seine Bibliothek; jährlich zwölf Gänse, und zwölf Ries Papier, lauter Landesprodukten sein ganzes Geräthe; und schreibt? — und schreibt wenigstens zwanzig Alphabet in einem Jahre!

Betrachtet nun auch das Land, worinn er lebt, und die Vortheile, die er gelegentlich stiftet. Die Schätze, die er über dasselbe ausgießet, haben wir gesehen: Sehet nun auch, wie viele Menschen von dem leben, der selbst kaum leben kann. Sehet eine Papiermühle nach der andern aufgerichtet; die armen und müssigen Leute mit Arbeit versehen, Materialien anzuschaffen und zu bereiten, die Pressen vermehret, und eine Menge von Menschen dieses Gewerbes mehr ins Land gezogen, die Buchläden gefüllet; sehet aus Lumpen Papier, aus Papier Bücher, aus Büchern Geld werden, und betrachtet endlich die Kanäle, die er auf diese Weise eröffnet, und wie er das Geld im Lande herum leitet!

Noch eine Anmerkung ist übrig, die ich so kurz, als die Wichtigkeit der Materie erlauben will,

will, ausführen muß. Schlechte Schriftsteller ziehen nicht nur fremdes Geld ins Land, sondern sie erhalten auch das eigne Geld im Lande, das hinaus fließen wollte. Es kann kein Staat ohne Gelehrsamkeit im Flor seyn; es ist also nothwendig, daß seine Gelehrten aus fremden Staaten Bücher nehmen müssen, und was für Summen gehen dafür verlohren? Die Menge von Lesern und Leserinnen machen diese Summe noch über zweymal so groß. Und wer verstopfet diesen Strom von Gelde sonst, als die schlechten Schriftsteller? Sie befriedigen zum Theil die Begierde der Leser.

For who can read, so fast as they can write?

und hernach versehen sie den innländischen Buchhändler mit einer Fülle, daß er Waare gegen Waare umsetzen kann. Der Strom treibt also an den Gränzen des Landes über, und ergießet sich durch die Läden der Buchhändler wieder ins Land zurück. Sehet dieses aus einer Vergleichung. Setzet, es fehlt einem Lande an irgend einem nöthigen Handwerke. Laßt uns eines von den schlechtesten wählen, damit der Beweis hernach desto stärker binde. Ohne Aergerniß zu stiften, bin ich so frey, die Waaren der schlechten Schriftsteller mit den Waaren der Schuster zu vergleichen. Verbannet alle diese Handwerker auf eine Zeitlang aus dem Lande; lasset die schlechten Schriftsteller so lange mitge-

hen, bis ihr euch genöthiget sehet, sie wieder zurück zu rufen. Es ist also klar, es wird uns im Kurzen an Schuhen und Schriften fehlen; zwo Nothwendigkeiten, die Leute von und ohne Geschmack nicht entbehren können. Eben den Weg, den unsre Verbannte genommen haben, wird unser Geld auch nehmen; nichts ist natürlicher, als daß wir beyde Waaren in erstaunlicher Menge aus andern Ländern kommen lassen. Denn die Seele der groben Leser kann eben so wenig ohne schlechte Schriften, als der Fuß des feinsten Geistes ohne Schuh seyn. Lasset uns also lieber beyde Handwerker wieder aufnehmen, und eine große Summe im Lande lassen.

Ich könnte eher die Geduld meiner Leser, als eine so fruchtbare Materie erschöpfen: doch glaube ich so viel gesagt zu haben, daß niemand mit Grunde mehr glauben wird, ein Recht zu haben, wenn er auf die schlechten Schriften schimpfet. Ueberleget, ihr Kunstrichter! eine so wichtige Sache, und wenn ihr euch überzeuget findet, so wie ich es wirklich bin, daß die schlechten Schriften den allergrößten Nutzen haben, so fanget künftig an, so wie ich, die schlechten Schriftsteller mit Ehrerbietung zu nennen.

Uebersetzungen.

Abhandlung vom Trauerspiele.

Das Vergnügen scheint sich nicht erklären zu lassen, welches die Zuschauer eines wohlgeschriebenen Trauerspiels aus der Betrübniß, dem Schrecken, der Angst, und aus andern Leidenschaften empfinden, die an sich selbst unangenehm und verdrießlich sind. Je mehr sie von dem Schauspiele gerühret und bewegt werden, je größer ist ihr Vergnügen an demselben; und so bald die verdrießlichen Leidenschaften aufhören zu wirken, so bald gehet das Stück zu Ende. Ein Auftritt der vollen Freude, der Beruhigung und der Sicherheit ist das Aeußerste, was ein Werk von dieser Art leiden kann; und gewiß ist es die letzte Scene. Wenn in dem ganzen Plan des Stückes einige vergnügte Scenen eingeflochten sind, so erregen diese doch nur einige schwache Funken der Freude, welche nur zur Veränderung eingestreuet sind, und die handelnden Personen durch diesen Contrast, und durch neues Unglück in desto tiefere Traurigkeit stürzen sollen. Der Poet hat

seine

seine ganze Kunst angewendet, das Mitleiden und den Zorn, die Angst und die Rachbegierde seiner Zuhörer zu erregen, und zu erhalten. Ihr Vergnügen richtet sich nach dem Grade, worinn sie gerührt werden; und sie sind niemals glücklicher, als wenn sie mit Thränen, Schluchzen und Seufzern ihrer Betrübniß Luft machen, und ihr von der zärtlichsten Sympathie, und von Mitleiden geschwollnes Herz erleichtern.

Die wenigen Kunstrichter, welche etwas von der Philosophie wußten, haben dieses besondre Phänomenon angemerket, und sich bemühet, es zu erklären.

Der Abt Dubos behauptet in seinen Betrachtungen über die Poesie und Malerey, daß überhaupt der Seele nichts so unangenehm sey, als der schläfrige, gleichgültige Zustand der Müsse, worein sie verfällt, wenn sie von allen Leidenschaften, und von aller Beschäfftigung leer ist. Um sich von dieser verdrießlichen Verfassung loßzumachen, sucht sie allen Zeitvertreib und alle Bemühung hervor; Geschäffte, Spiel, Schauspiele und Gerichte, was nur ihre Leidenschaften erwecken, und ihre Aufmerksamkeit von ihr selbst entfernen kann. Die Leidenschaft sey von welcher Art sie wolle, eine unangenehme, traurige, melancholische, oder unordent-

ordentliche; so ist sie doch immer besser, als diese schaale Schläfrigkeit, welche aus einer vollkommnen Stille und Beruhigung entstehet.

Man kann unmöglich diese Erklärung verwerfen, welche wenigstens zum Theil zureichend ist. Man kann bemerken, daß die ganze Gesellschaft da, wo sich verschiedene Spieltische befinden, sich zu denen begiebt, wo man am höchsten spielt, wenn sie auch gleich daselbst die besten Spieler nicht finden sollte. Der Anblick, oder wenigstens die Einbildung starker Leidenschaften, welche aus einem großen Gewinnst oder Verlust entstehen, rühret die Zuschauer durch eine Sympathie, giebt ihnen einige Empfindung gleicher Leidenschaften, und dienet ihnen auf einige Augenblicke zum Zeitvertreib. Die Zeit gehet leichter dabey hin, und erleichtert einigermaaßen die Beklemmung, worinn sich die Menschen gemeiniglich befinden, wenn sie ganz ihren Gedanken und ihrem Nachsinnen überlassen sind.

Wir finden, daß gemeine Windmacher beständig in ihren Erzählungen alle Gefahr, Mühe, Traurigkeit, Krankheiten und Todesfälle, Mordthaten und Grausamkeiten eben so wohl vergrößern, als die Freude, Schönheit,

Lustbarkeit und Pracht. Es ist ein ungereimtes Geheimniß, was sie besitzen, ihre Gesellschaft zu vergnügen, ihre Aufmerksamkeit zu erhalten, und sie auf solche wunderbare Erzählung, durch Erweckung der Leidenschaften und Regungen begierig zu machen.

Inzwischen findet sich doch eine Schwierigkeit, diese Auflösung in ihrem ganzen Umfange auf die gegenwärtige Sache anzuwenden, so sinnreich und zureichend sie uns auch vorkommen mag. Es ist gewiß, daß eben dieser Gegenstand der Traurigkeit uns in das aufrichtigste Mißvergnügen setzen würde, wenn er unsern Augen wirklich vorgestellet wäre, ob er gleich alsdenn das beste Mittel wider die Schläfrigkeit und Müsse seyn würde. Herr von Fontenelle scheint diese Schwierigkeit gemerkt zu haben, und versucht daher, das Phänomenon auf eine andre Art zu erklären; wenigstens setzt er zu der obigen Theorie noch etwas neues hinzu. *)

„Vergnügen und Verdruß, sagt er, zwo „Empfindungen, die an sich selbst so ver„schieden sind, sind, in Ansehung ihrer Ursache, „nicht so sehr verschieden.„ Es erhellet aus dem

*) Reflexions sur la Poetique §. 36.

dem Exempel, wenn man jemand kitzelt, daß die Erregung des Vergnügens ein wenig zu weit getrieben schmerzhaft wird. Hieraus erhellet, daß es eine angenehme nnd sanfte Bekümmerniß giebt: Diese ist ein geschwächter und verringerter Verdruß. Das Herz will seiner Natur nach gern bewegt und gerühret seyn. Traurige Gegenstände schicken sich für dasselbe, und selbst unglückliche und betrübte; wenn sie nur durch einige Umstände gemildert werden. Es ist wahr, die Vorstellung auf dem Theater hat fast die Wirkung der wirklichen Begebenheit; aber sie hat doch nicht gänzlich diese Wirkung. So sehr uns auch das Schauspiel dahin reißen mag; so sehr auch die Sinnen und die Einbildungskraft sich der Vernunft bemeistern; so liegt doch in dem Grunde ein gewisser Gedanke verborgen, daß das Ganze, was wir sehen, falsch sey. Dieser Begriff, so schwach und versteckt er auch seyn mag, ist zureichend, den Schmerz, den wir über das Unglück geliebter Personen empfinden, zu vermindern, und diese Betrübniß auf den Grad zu setzen, worinn sie zum Vergnügen wird. Wir weinen über das Unglück eines Helden, dem wir gewogen sind: in eben diesem Augenblick trösten wir uns mit den Gedanken, daß es eine bloße Erdichtung ist: und eben diese Mischung der Empfindungen ist es, welche eine angeneh-

me Betrübniß ausmacht, und Thränen verursacht, die uns vergnügen. So wie aber diese Betrübniß, welche äußerliche und sinnliche Gegenstände verursachen, stärker ist, als der Trost, der aus einer innerlichen Betrachtung entspringet; so sind es die Wirkungen und Zeichen der Betrübniß, welche in einem solchen Werke herrschen müssen.

Diese Auflösung scheinet richtig und überzeugend zu seyn; doch bedarf sie vielleicht noch eines neuen Zusatzes, damit sie das Phänomenon völlig erkläre, welches wir hier untersuchen. Alle Leidenschaften, welche die Beredsamkeit erregt, sind im höchsten Grad eben sowohl angenehm, als diejenigen, welche die Malerey und das Theater erregen. Die Reden des Cicero sind vornehmlich aus dieser Ursach das Vergnügen jedes Lesers von Geschmack; und es ist schwer, einige davon ohne die stärkste Mitempfindung und Betrübniß zu lesen. Sein Werth, als ein Redner, beruhet gewiß sehr darauf, daß er in diesem Stücke so glücklich ist. Wenn er seine Richter und seine ganze Versammlung in Thränen gesetzt hatte, so war ihr Vergnügen aufs höchste gestiegen, und sie gaben zu erkennen, daß der Redner sie aufs Beste befriedigt hatte. Die pathetische Beschreibung, wie Verres die sicilianischen Hauptleute niedermachen

machen ließ, ist ein Meisterstück von dieser Art. Dennoch wird vermuthlich wohl niemand sagen, daß er einiges Vergnügen empfinden würde, wenn er sich bey einem solchen traurigen Auftritte gegenwärtig befände. Die Betrübniß ist hier auch durch keine Erdichtung gemildert: denn die Versammlung war überzeugt, daß sich jeglicher Umstand wirklich so verhielt. Was ist es also, das in diesem Fall ein Vergnügen, so zu sagen, aus dem Grunde des Mißvergnügens, und zwar ein solches Vergnügen erwecket, welches alle Züge und äußerliche Zeichen der größten Traurigkeit behält?

Ich antworte: Diese außerordentliche Wirkung rühret blos aus der Beredsamkeit her, womit diese traurige Scene vorgestellet wird. Das erforderliche Genie, die Gegenstände auf eine lebhafte Art zu malen, die angewandte Kunst, alle pathetische Umstände zu sammlen, die Beurtheilungskraft, die sich in der Anordnung derselben zeigt; die Ausübung dieser edlen Naturgaben, sage ich, nebst der Stärke des Ausdrucks und der Schönheit des oratorischen Wohlklanges, verbreitet unter den Zuhörern das größte Vergnügen, und erreget die angenehmsten Regungen. Hierdurch wird das Unangenehme der traurigen Leidenschaften nicht nur durch etwas Stärkers, was ihm entgegen stehet, über-

wältiget und ausgelöschet; sondern es wird auch die ganze Regung dieser Leidenschaften in Vergnügen verwandelt, und vermehret noch dasjenige Vergnügen, welches die Beredsamkeit in uns erreget. Eben dieselbe Stärke der Redekunst würde bey einer uninteressanten Materie angewandt, nicht halb so sehr gefallen, oder vielmehr gar lächerlich ausfallen; und die Seele, welche in einer vollkommnen Ruhe und Gleichgültigkeit bliebe, würde an keiner von diesen Schönheiten der Einbildungskraft, oder des Ausdrucks Geschmack finden, welche ihr ein so ausnehmendes Vergnügen machen, wenn sie mit Leidenschaft verbunden sind. Der Trieb oder die Heftigkeit, welche aus der Betrübniß, aus dem Mitleiden, aus dem Zorn entstehet, erhält von den Empfindungen der Schönheit eine neue Richtung. Weil die letztern die herrschenden Regungen sind, so bemeistern sie sich der ganzen Seele, und verwandeln die erstern in sich selbst; oder theilen ihnen doch so vieles von sich selbst mit, daß sie ihre Natur gänzlich verändern: und die Seele, welche zu gleicher Zeit durch die Leidenschaft erweckt, und durch Beredsamkeit eingenommen wird, fühlet überhaupt eine starke Neigung, welche durchaus angenehm ist.

Eben dieser Grundsatz findet in dem Trauerspiele statt; wenn wir noch diesen hinzu setzen, daß das Trauerspiel eine Nachahmung, und alle Nachahmung an sich selbst schon angenehm ist. Dieser Umstand dienet dazu, die Regungen der Leidenschaften noch sanfter zu machen, und das ganze Gefühl in ein einziges gleichartiges und starkes Vergnügen zu verwandeln. Gegenstände des größten Schreckens und der größten Betrübniß gefallen in der Malerey, und gefallen noch mehr als die schönsten Gegenstände, die ein stilles und gleichgültiges Ansehen haben *).

*) Die Maler tragen kein Bedenken, Traurigkeit und Bekümmerniß eben so wohl zu schildern, als alle andre Leidenschaften: doch scheinen sie sich nicht so sehr bey diesen melancholischen Rührungen aufzuhalten, als die Dichter, die zwar jede Regung des menschlichen Herzens copiren; aber doch über die angenehmen Empfindungen geschwind hinweg gehen. Ein Maler stellet nur einen Augenblick vor, und wenn dieser leidenschaftlich genug ist, so wird er gewiß den Zuschauer rühren und vergnügen: aber nichts kann dem Dichter eine Mannichfaltigkeit von Scenen, Zufällen und Empfindungen geben, als die größte

Die Rührung, welche die Seele aufbringt, erreget sehr viel Lebhaftigkeit und Heftigkeit; welche alle durch die Stärke der herrschenden Regung in Vergnügen verwandelt werden. Eben so macht die Erdichtung des Trauerspiels die Leidenschaft sanfter, indem sie ein neues Gefühl erregt; nicht bloß dadurch, daß sie die Betrübniß schwächet oder verringert. Man kann nach und nach eine wirkliche Betrübniß so sehr schwächen, bis sie gänzlich aufhört; aber sie wird in keinem von ihren Graden Vergnügen erwecken; wo nicht vielleicht zufälliger Weise, bey einem Manne, der sich in einer trägen Gleichgültigkeit befindet, und den sie aus seiner Schläfrigkeit erwecket.

Um diese Theorie zu bestätigen, wird es genug seyn, wenn wir andre Exempel anführen, wo der zweyte Affect in den herrschenden verwandelt wird, und ihm eine Stärke giebt, ob er gleich von einer ganz andern, und zuweilen von einer entgegenstehenden Beschaffenheit ist.

Die

Traurigkeit, Schrecken oder Angst. Vollkommne Freude und Befriedigung ist mit Sicherheit verknüpft, und läßt keine Handlung mehr zu.

Die Neuigkeit erwecket gemeiniglich die Seele, und zieht unsre Aufmerksamkeit an sich; und die Regungen, welche sie verursachet, werden beständig in eine Leidenschaft verwandelt, die dem Gegenstande zukömmt, und vereinigen ihre Stärke mit derselben. Ein Zufall mag Freude oder Betrübniß, Stolz oder Schaam, Verdruß oder Zuneigung erregen; so wird er doch allzeit gewiß mehr rühren, wenn er neu und ungewöhnlich ist. Und ob gleich die Neuigkeit an sich selbst angenehm ist, so stärket sie doch sowohl die schmerzhaften als angenehmen Leidenschaften.

Wenn man die Absicht hätte, jemand durch die Erzählung einer Begebenheit sehr zu rühren, so würde es das beste Mittel seyn, ihre Wirkung zu verstärken, wenn man die Nachricht von derselben künstlich verzögerte; und seine Neubegierde und Ungeduld zuvor erweckte, ehe man ihn das Geheimniß wissen ließe. Dieses ist der Kunstgriff, den Jago in der berühmten Scene des Shakespear ausübet; und jeder Zuschauer empfindet, daß die Eifersucht des Othello eine neue Stärke durch seine vorhergehende Ungeduld erhält, und daß hier die zwote Leidenschaft leicht in die herrschende verwandelt wird.

Schwierigkeiten vermehren alle Arten von Leidenschaften, und erregen dadurch, daß sie unsre Aufmerksamkeit erwecken, und unsre Triebe in Bewegung setzen, eine Regung, welche den herrschenden Affect verstärket.

Aeltern lieben gemeiniglich dasjenige Kind am meisten, dessen schwacher, kränklicher Körper ihnen die meiste Mühe, Sorge und Bekümmerniß im Auferziehen gemacht hat. Die angenehme Empfindung der Liebe gewinnet hierdurch die Empfindungen der Schwächlichkeit.

Nichts macht uns einen Freund so werth, als die Besorgniß für sein Leben. Das Vergnügen seiner Gesellschaft hat keine so starke Wirkung bey uns.

Die Eifersucht ist eine schmerzhafte Leidenschaft; dennoch kann die angenehme Zuneigung der Liebe ohne alle Eifersucht schwerlich in ihrer ganzen Stärke und Heftigkeit bestehen. Die Abwesenheit ist gleichfalls eine große Quelle der Klagen unter verliebten Personen, und verursachet ihnen die größte Unzufriedenheit: dennoch ist ihrer beyderseitigen Leidenschaft nichts so zuträglich, als eine kurze Abwesenheit. Und wenn eine lange Abwesenheit schädlich ist, so kömmt es daher, weil die Menschen mit der

Zeit daran gewöhnet werden, und weil sie also aufhöret, Unzufriedenheit zu erwecken. Eifersucht und Abwesenheit in der Liebe machen das dolce piccante der Italiäner aus, welches sie bey allem Vergnügen für so nothwendig halten.

Der ältere Plinius hat eine feine Anmerkung gemacht, welche diesen Grundsatz, den ich hier erweisen will, erläutert. Es ist sehr merkwürdig, sagt er, daß die letztern Werke berühmter Künstler, welche sie unvollkommen gelassen haben, beständig am höchsten geschätzt werden, wie zum Exempel die Iris des Aristides; die Tyndariden des Nicomachus; die Medea des Timomachus; und die Venus des Apelles. Diese Werke schätzet man so gar höher, als diejenigen, die sie völlig zu Stande gebracht haben. Die abgebrochenen Züge des Stücks, und die halb ausgebildete Idee des Malers werden sorgfältig aufgesucht; und selbst unsre Betrübniß, daß der Tod diese Meisterhand unterbrochen hat, vermehret noch unser Vergnügen *).

*) Illud vero perquam rarum ac memoria dignum, etiam suprema opera artificum, imperfectasque tabulas, sicut, Irin Aristidis, Tynda-

Diese Beyspiele (und man könnte deren noch mehr anführen,) sind zureichend, uns eine Einsicht von der Analogie der Natur zu geben, und zu zeigen, daß das Vergnügen, welches Poeten, Redner und Tonkünstler in uns erwecken, wenn sie Bekümmerniß, Betrübniß, Zorn und Mitleiden erregen, nicht so außerordentlich paradox sey, als es dem ersten Ansehen nach scheinen möchte. Die Stärke der Einbildung, der nachdrückliche Ausdruck, die Gewalt des Tonmaaßes, die Reizungen der Nachahmung; alle diese haben an sich selbst, ihrer Natur nach, etwas, das die Seele vergnügt; und wenn sich der vorgestellte Gegenstand einer Neigung bemächtiget, so wird unser Vergnügen noch größer, indem sich diese zweyte Regung in die herrschende verwandelt. Obgleich die Leidenschaft, vielleicht ihrer Natur nach, und wenn sie durch den bloßen Anblick eines wirklichen Gegenstandes erregt wird, schmerzhaft seyn kann; so wird sie doch so sanft, so gelinde und

Tyndaridas Nicomachi, Medeam Timomachi, et quam diximus Venerem Apellis, in majori admiratione esse quam perfecta. Quippe in iis lineamenta reliqua, ipsaeque cogitationes artificum spectantur, atque in lenocinio commendationis dolor est manus, cum id ageret, extinctae, lib. XXXV. c. 11.

und so weich gemacht, wenn die feinern Künste sie erregen, daß sie zum höchsten vergnügt.

Diese Gedanken zu bestärken, können wir anmerken, daß eine widrige Wirkung erfolget, wenn die Rührungen der Einbildungskraft nicht stärker sind, als die Rührungen der Leidenschaft; und die erste, die alsdenn die zwote wird, wird in die letztere verwandelt, und vergrößert den Schmerz und die Traurigkeit des Leidenden noch mehr.

Wer könnte es wohl für ein geschicktes Mittel halten, einen betrübten Vater zu trösten, wenn er mit aller Stärke der Redekunst ihm den unersetzlichen Verlust, den er durch den Tod seines liebsten Kindes erlitten hätte, noch grösser machen wollte? Je mehr Stärke der Einbildung und des Ausdrucks ihr hier anwendet, je mehr vergrößert ihr seine Verzweiflung und seine Betrübniß.

Die Schaam, die Verwirrung uud der Schrecken des Verres wurden durch die edle Beredsamkeit und Heftigkeit des Cicero gewiß größer: und eben so sein Schmerz und seine Unzufriedenheit. Diese erstern Leidenschaften waren für das Vergnügen, welches aus den Schönheiten des Vortrages entstund, zu stark; und

und wirkten zwar aus eben dem Grundsatze, aber auf eine entgegengesetzte Art, auf die Sympathie, das Mitleiden und den Zorn der Zuhörer.

Wenn der Lord Clarendon auf die Catastrophe der königlichen Partey kömmt, so setzet er voraus, daß seine Erzählung höchst unangenehm werden müßte, und eilet über den Tod des Königs hinweg, ohne uns einen Umstand davon zu erzählen. Er hält ihn für eine gar zu schreckliche Scene, als daß man ihn mit einigem Vergnügen, oder nur ohne den äußersten Schmerz und Widerwillen betrachten könnte. Er selbst so wohl, als seine Leser, nahmen gar zu großen Antheil an den Begebenheiten, und empfanden einen Schmerz bey Materien, welche ein Geschichtschreiber und ein Leser aus einem andern Zeitalter für die interessantesten und im höchsten Grade patetisch, folglich für die angenehmsten halten würde.

Es kann eine Handlung, die im Trauerspiele vorgestellet wird, zu blutig und grausam seyn. Sie kann solche Regungen des Schreckens erwecken, die sich nicht zum Vergnügen sanft genug machen lassen; und die größte Kraft des Ausdrucks, der man sich in solchen Beschreibungen bedienet, vermehret nur unsre Unlust.

Von dieser Art ist die Handlung, die in der ehrgeizigen Stiefmutter vorgestellet wird; wo ein ehrwürdiger alter Mann in der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Säule läuft, seinen Kopf an derselben zerstößt, und sein ganzes Gesicht mit Gehirn und Blut beschmieret. Das englische Theater hat von dergleichen Bildern gar zu viel.

Selbst die gemeinen Empfindungen des Mitleidens müssen durch eine angenehme Neigung gemildert werden, um den Zuhörern vom Anfange bis ans Ende Vergnügen zu machen. Das bloße Leiden einer sich beklagenden Tugend unter der triumphirenden Tyranney, oder, unter der Unterdrückung des Lasters, ist ein unangenehmes Schauspiel; und alle Meister des Theaters hüten sich sorgfältig davor. Damit die Zuschauer völlig vergnügt und zufrieden gestellt zu Hause gehen, muß sich die Tugend entweder in eine edle muthige Verzweiflung verwandeln, oder das Laster gehörig bestraft werden.

Die meisten Maler scheinen von dieser Seite in ihren Gegenständen sehr unglücklich gewesen zu seyn. Weil sie in Kirchen und Klöstern maleten, so haben sie vornehmlich solche schreckliche Gegenstände vorgestellet, als Kreu-

zigun-

zigungen und Märtyrergeschichte sind, wo man nichts anders, als Martern, Wunden, Hinrichtungen und leidendliche Quaalen siehet, ohne alle Handlung und Liebe. Wenn ihr Pinsel sich nicht mit dieser gräßlichen Mythologie beschäfftigte; so giengen sie gemeiniglich zu dem Ovid, dessen Dichtungen zwar leidenschaftlich und angenehm, aber fast nicht natürlich oder wahrscheinlich genug für die Malerey sind.

Eben die Umkehrung dieses Grundsatzes, den wir hier erweisen wollten, zeiget sich im gemeinen Leben eben so, wie in den Wirkungen der Redekunst und Poesie. Erhebet die zwote Leidenschaft so, daß sie die herrschende wird; so verschlinget sie diejenige Liebe, welche sie vorher ernährte und vergrößerte. Zu viel Eifersucht vertilget die Liebe: zu viel Schwierigkeit macht uns gleichgültig: zu viele Krankheit und Schwachheit macht einen eigennützigen und ungütigen Vater verdrießlich.

Was ist so unangenehm, als die schrecklichen, finstern, unglücklichen Geschichte, womit melancholische Leute ihre Gesellschaft unterhalten? Die unangenehme Leidenschaft, welche hier allein erregt wird, ohne mit einer Munterkeit, mit Genie, oder mit Beredsamkeit verbunden zu seyn, führet bloß das Verdrießliche

che bey sich, und ist mit nichts begleitet, was es in Vergnügen und Zufriedenheit mildern könnte.

Abhandlung von der Regel des Geschmacks.

Die große Mannichfaltigkeit des Geschmacks so wohl, als der Meynungen, die in der Welt herrschen, ist gar zu offenbar, daß sie nicht einem jeden in die Augen fallen sollte. Leute von der eingeschränktesten Einsicht sind im Stande, in dem kleinen Zirkel ihrer Bekannten einen Unterschied zu bemerken, und selbst unter denen, die unter einer Regierung erzogen sind, und von Jugend auf einerley Vorurtheile eingesogen haben. Aber diejenigen, die so weit sehen können, daß sie entfernte Nationen und Zeiten betrachten, müssen sich über die große Unbeständigkeit und einen so großen Widerspruch noch mehr verwundern. Wir nennen gern alles das barbarisch, was von unserm eigenen Geschmack und unsern Begriffen sehr abgehet; aber finden bald, daß dieses Beywort des Tadels auf uns zurückgeschoben wird. Und bey dem größten Hochmuth,

und

und bey der besten Meynung von sich selbst stutzet man wenigstens, wenn man allenthalben ein gleiches Zutrauen und Zweifel in einem solchen Streite von Meynungen wahrnimmt, und trägt Bedenken, ausdrücklich zu seinem Vortheil den Ausspruch zu thun.

So klar diese Mannichfaltigkeit des Geschmacks der nachläßigste Untersucher entdecket; so wird jedoch derjenige, der weiter untersuchet, finden, daß sie wirklich noch größer ist, als sie zu seyn scheinet. Die Gedanken der Menschen sind oft in Ansehung des Schönen und Häßlichen von allen Arten, in dem Augenblicke unterschieden, wo ihre Reden überhaupt einerley sind. Jede Sprache hat gewisse Wörter, die einen Tadel, und andre, die Lob in sich fassen; und alle Menschen, die einerley Sprache reden, müssen in dem Gebrauch derselben übereinstimmen. Alle Stimmen vereinigen sich, die Zierde, die Richtigkeit, die Einfalt, den Witz in der Schreibart zu loben; und den Schwulst, den Zwang, das Kalte und das falsche Schimmernde zu tadeln: so bald aber die Kunstrichter auf besondre Beyspiele kommen, so verschwindet diese anscheinende Einhelligkeit; und man siehet, daß sie eine sehr verschiedene Meynung mit ihren Ausdrücken verbanden. In allem dem, was Meynung und Wissenschaft betrifft,

trifft, verhält es sich ganz anders: man findet, daß in diesen der Unterschied unter Leuten öfter das Allgemeine, als das Besondere betrifft; und daß er wirklich kleiner ist, als er zu seyn schien. Gemeiniglich endiget eine Erklärung der Wörter den Streit; und die Streitenden verwundern sich, wenn sie sehen, daß sie sich zankten, da sie doch im Grunde in ihren Urtheilen überein kamen.

Diejenigen, die die Moralität mehr auf Empfindung, als auf Vernunft gründen, wollen die Ethik gern unter der ersten Anmerkung begreifen, und annehmen, daß in allen Streitfragen, welche Aufführung und Sitten angehen, der Unterschied unter den Menschen wirklich größer sey, als er sogleich zu seyn scheine. In der That sehen wir, daß die Schriftsteller aller Nationen und aller Zeiten die Gerechtigkeit, Menschenliebe, Großmuth, Klugheit, Wahrhaftigkeit einmüthig loben, und die gegenseitigen Eigenschaften tadeln. Man findet so gar, daß Dichter und andre Verfasser, deren Werke vornehmlich in der Absicht geschrieben sind, um der Einbildungskraft zu gefallen, von dem Homer bis auf den Fenelon, eben diese Sittenlehren geben, und eben diese Tugend und Laster loben und tadeln. Diese große Einstimmigkeit wird gemeiniglich der Wirkung der

gesunden Vernunft zugeschrieben; welche in allen diesen Fällen, in allen Menschen gleiche Gesinnungen vest setze, und diejenigen Streitigkeiten verhüte, denen die abstracten Wissenschaften so sehr unterworfen sind. In so weit diese Einstimmigkeit in Sachen bestehet, in so weit kann man diese Erklärung für zureichend halten: allein, man muß auch gestehen, daß gleichfalls etwas von dieser Scheinharmonie in moralischen Sachen aus der Beschaffenheit der Sprache erkläret werden kann. Das Wort, Tugend, mit den Wörtern aller Sprachen, die eben dieses bedeuten, fasset Lob in sich; wie das Wort, Laster, Tadel: und niemand könnte, ohne die offenbareste und gröbste Unrichtigkeit, den Begriff des Tadels mit einem Worte verbinden, welches nach dem allgemeinen Sprachgebrauch in einer guten Bedeutung verstanden wird; oder da ein Wort setzen, was ein Lob einschließet, wo der Sprachgebrauch ein anders fordert, welches tadelt. Man wird gegen die allgemeinen Lehren des Homers, wo er dergleichen giebt, niemals etwas zu erinnern haben; aber man siehet doch leicht, daß er, wenn er besondere Bilder von Sitten malet, und den Heldenmuth in dem Achilles, und die Klugheit in dem Ulysses schildert, in dem ersten eine größere Wildheit, und eine weit größere List, und mehr Betrug

in dem letztern einmischet, als Fenelon leiden wollte. Der weise Ulysses in dem griechischen Dichter scheinet sich an Lügen und Erdichtungen zu vergnügen, und bedienet sich derselben oft ohne alle Noth, oder so gar ohne Vortheil: aber sein gewissenhafterer Sohn in dem französischen Heldendichter setzet sich lieber der augenscheinlichsten Gefahr aus, ehe er von der richtigsten Schnur der Wahrheit und Wahrhaftigkeit abgehen will.

Die Bewunderer und Anhänger des Alcorans berufen sich sehr auf die vortrefflichen Sittenlehren, welche in diesem unsinnigen Werke allenthalben eingestreuet sind. Aber man muß annehmen, daß die arabischen Worte, die mit den deutschen, Billigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Milde, Dienstfertigkeit übereinkommen, so beschaffen waren, daß sie nach dem beständigen Gebrauche jener Sprache immer in einem guten Verstande genommen werden mußten; und daß man es für die größte Unwissenheit, nicht in der Sittenlehre, sondern in der Sprache gehalten haben müßte, wenn man diese Wörter mit irgend einem andern Beyworte zusammengesetzt hätte, als mit solchen, die Beyfall und Lob einschließen. Aber wenn wir wissen wollen, ob dieser vorgegebene Prophet wirklich einen richtigen Begriff

von der Sittenlehre hatte, so lasset uns seine Erzählung ansehen. Wir werden finden, daß er solche Exempel der Verrätherey, Unmenschlichkeit, Grausamkeit, Rache, Scheinheiligkeit lobet, die mit einer gesitteten Gesellschaft ganz und gar nicht bestehen können. Er scheinet keine sichere Regel des Rechts beobachtet zu haben, und jede Handlung ist nur in so fern getadelt oder gelobet, als sie den wahren Glaubensgenossen nützlich oder schädlich ist.

Das Verdienst, in der Ethik wahre allgemeine Lehren zu geben, ist in der That sehr klein. Derjenige, der moralische Tugenden anpreiset, thut wirklich nichts mehr, als was schon in dem Worte selbst enthalten ist. Das Volk, welches das Wort Sittsamkeit erfand, und es in einer guten Bedeutung brauchte, schärfte deutlicher und weit nachdrücklicher die Lehre ein: sey sittsam, als irgend ein vorgeblicher Gesetzgeber, oder Prophet, der eine solche Lehre seinen Schriften einverleibte. Unter allen Ausdrücken sind diejenigen, welche, nebst ihrer andern Bedeutung, auch einigen Tadel oder einiges Lob einschließen, der Gefahr am wenigsten unterworfen, verdrehet, oder falsch verstanden zu werden.

Es ist sehr natürlich, daß wir eine Regel des Geschmacks aufsuchen; eine Regel, wodurch die mannichfaltigen Empfindungen der Menschen verglichen, oder wenigstens eine Entscheidung vestgestellet werden könne, die eine Empfindung bestätiget, und eine andre verwirft.

Es giebt eine Art von Philosophie, die uns alle Hoffnung abschneidet, daß wir in dieser Bemühung glücklich seyn können, und es als unmöglich vorstellet, daß wir jemals eine Regel des Geschmacks erhalten werden. Der Unterschied, sagt man, zwischen Urtheilskraft und Empfindung ist sehr groß. Alle Empfindung ist richtig; weil die Empfindung kein Beziehen auf etwas außer ihr hat, und allzeit wirklich ist, so oft ein Mensch sich derselben bewußt ist. Aber alle Bestimmungen des Verstandes sind nicht richtig; weil sie ein Beziehen auf etwas außer sich haben, auf den Witz, auf wirkliche Sachen, die sich zutragen; und können nicht immer mit dieser Regel bestehen. Unter tausend verschiedenen Meynungen, welche verschiedene Leute von einer Sache haben können, ist nur eine richtig und wahr; und die Schwierigkeit bestehet nur darinn, es zu erweisen. Hingegen sind tausend Empfindungen, die eine und dieselbe Sache

erreget, alle richtig: weil keine Empfindung das vorstellet, was wirklich an der Sache ist. Sie zeiget nur eine gewisse Uebereinstimmung, oder ein Beziehen zwischen der Sache und den Organen, oder Vermögen der Seele an; und wenn diese Uebereinstimmung nicht wirklich vorhanden wäre, so könnte die Empfindung nimmermehr erfolget seyn. Die Schönheit ist keine Eigenschaft an den Dingen selbst; sie befindet sich allein in der Seele, welche sie betrachtet, und jede Seele bemerket eine andre Schönheit. Ja, einer kann da Häßlichkeit bemerken, wo ein andrer Schönheit findet; und ein jeder muß sich mit seiner eigenen Empfindung zufrieden stellen, ohne zu fordern, daß er andern ihre Empfindung vorschreiben wolle. Die wirkliche Schönheit, oder die wirkliche Häßlichkeit aufsuchen wollen, ist eine eben so fruchtlose Arbeit, als die wirkliche Süßigkeit und Bitterkeit bestimmen wollen. Nach Beschaffenheit der Organen kann einerley Sache süß und bitter seyn; und das Sprüchwort sagt recht: ein jeder hat seinen eigenen Geschmack. Es ist sehr natürlich, daß man diesen Grundsatz so wohl auf den Geschmack der Seele, als des Körpers erstrecke, ja es ist nothwendig; und so sehen wird, daß der natürliche Verstand, welcher mit der Philosophie,

vornehm-

vornehmlich mit der skeptischen, so oft im Streit lieget, einmal mit derselben übereinstimmet, einen gleichen Ausspruch zu thun.

Aber, obgleich dieser Grundsatz dadurch, daß er zum Sprüchwort geworden ist, die Bestätigung des natürlichen Verstandes erhalten zu haben scheinet; so giebt es doch gewiß eine Art des natürlichen Verstandes, welche demselben widerspricht, oder es wenigstens näher bestimmt und einschränket. Derjenige, welcher dem Ogilby und Milton, oder dem Bunyan und Addison ein gleiches Genie, und eine gleiche Zierlichkeit zusprechen wollte, würde nach unserm Urtheil keine geringere Ungereimtheit vertheidigen, als wenn er behauptet hätte, ein Maulwurfshügel sey so groß, als der Piko, oder ein Fischteich so groß, als das Weltmeer. Wenn es gleich Leute giebt, die dem erstern von diesen Schriftstellern den Vorzug geben; so bekümmert sich jedoch niemand um einen solchen Geschmack; und wir sagen ohne Bedenken, die Empfindung solcher vorgegebenen Kunstrichter sey thöricht und lächerlich. Wir vergessen alsdenn die natürliche Gleichheit des Geschmacks gänzlich; und wenn wir sie zuweilen da gelten lassen, wo die Gegenstände, die er vergleicht, beynahe gleich zu seyn

 scheinen,

scheinen, so scheinet sie da ein ausschweifendes Paradoxon, oder vielmehr eine augenscheinliche Ungereimtheit zu seyn, wo sie Sachen zusammen vergleichet, die so wenig Verhältniß gegen einander haben.

Es ist klar, daß keine Regeln zu schreiben durch Schlüße a priori erwiesen werden, oder für abstracte Folgerungen des Verstandes gehalten werden können, wenn wir diese Beziehungen und Verhältnisse der Ideen vergleichen, die ewig und unveränderlich sind. Sie haben eben den Grund, den alle praktische Wissenschaften haben, die Erfahrung; und sind nichts anders, als allgemeine Bemerkungen dessen, was überall in allen Ländern, und in allen Zeiten, wie wir finden, gefallen hat. Viele Schönheiten der Dichtkunst, und selbst der Beredsamkeit beruhen auf Unwahrheit und Erdichtung, auf Hyperbolen, Metaphern, und darauf, daß man Ausdrücke anders gebrauchet, und im andern Verstande nimmt, als in ihrer natürlichen Bedeutung. Den Flug der Einbildung zügeln, und jeden Ausdruck zu einer geometrischen Wahrheit und genauen Richtigkeit bringen, würde den Gesetzen der Kritik gänzlich entgegen seyn; weil man dadurch ein Werk hervorbringen würde, dergleichen eine

allge-

allgemeine Erfahrung höchst unschmackhaft und unangenehm befunden hat. Aber obgleich die Dichtkunst einer genauen Wahrheit niemals fähig seyn kann, so muß sie doch in Regeln der Kunst eingeschränket werden, die der Schriftsteller entweder durch Genie, oder Bemerkung entdecket. Wenn einige nachlässige oder unregelmäßige Schriftsteller gefallen haben, so haben sie nicht deswegen gefallen, weil sie die Regel oder Ordnung übertraten, sondern trotz dieser Uebertretungen: sie haben andre Schönheiten gehabt, die mit der richtigen Kritik übereinstimmten, und die Stärke dieser Schönheiten ist fähig gewesen, den Tadel zu überwältigen, und der Seele ein Vergnügen zu machen, das größer war, als der Verdruß über die tadelhaften Stellen. Ariost gefällt; aber nicht durch seine ungeheure und unwahrscheinliche Erdichtungen, durch seine wunderliche Vermischung der ernsthaften und komischen Schreibart, durch den Mangel des Zusammenhangs in seinen Geschichten, oder durch die beständigen Unterbrechungen in seiner Erzählung. Er nimmt durch die Stärke und Deutlichkeit seines Ausdrucks, durch die Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit seiner Erfindungen, und durch seine natürlichen Gemählde der Leiden-

schaften ein, vornehmlich der muntern und verliebten; und ob gleich seine Fehler unser Vergnügen schwächen können, so können sie dasselbe doch nicht gänzlich zerstören. Wenn auch unser Vergnügen wirklich aus denenjenigen Stellen seines Gedichts entstünde, die wir Fehler nennen; so würde dieses keinen Einwurf gegen die Kritik überhaupt abgeben: es würde nur ein Einwurf gegen diese besondern Regeln der Kritik seyn, welche ausmachten, daß solche Umstände Fehler wären, und sie überhaupt tadelswürdig nenneten. Wenn man findet, daß sie gefallen, so können sie keine Fehler seyn; das Vergnügen, welches sie erregen, mag noch so unerwartet seyn, und sich noch so wenig erklären lassen.

Aber obgleich alle allgemeine Regeln der Kunst allein auf Erfahrung, und auf die Bemerkung der allgemeinen Empfindungen der menschlichen Natur beruhen, so müssen wir doch deswegen nicht glauben, daß das Gefühl der Menschen allemal diesen Regeln gemäß sey. Diese feinern Regungen der Seele sind von einer sehr zärtlichen und delicaten Beschaffenheit, und setzen voraus, daß viele geschickte Umstände zusammen stoßen, um sie in eine leichte und richtige Bewe-

gung

gung zu setzen, nach ihren allgemeinen und ausgemachten Grundregeln in eine leichte und richtige Bewegung zu setzen. Das allergeringste Hinderniß, welches so kleine Triebfedern finden, oder die kleinste innerliche Unordnung verhindert die Bewegung, und setzt die Operation der ganzen Maschine in Verwirrung. Wenn wir hiervon einen Versuch, und von der Kraft einer Schönheit oder Häßlichkeit eine Probe machen wollen; so müssen wir sorgfältig die rechte Zeit, und den rechten Ort aussuchen, und die Phantasey in eine gehörige Situation und Verfassung setzen. Eine vollkommne Heiterkeit der Seele, eine Zusammenfassung der Gedanken, eine gehörige Aufmerksamkeit auf den Gegenstand; wenn von diesen ein Umstand fehlet, so wird unser Versuch betrüglich, und wir werden nicht fähig seyn, von der wahren und allgemeinen Schönheit zu urtheilen. Das Beziehen, welches die Natur zwischen der Form und der Empfindung vestgesetzt hat, wird wenigstens dunkler seyn; und wir werden genauer zusehen müssen, es aufzusuchen, und zu unterscheiden. Wir werden seinen Einfluß nicht sowohl aus der Wirkung einer jeden einzelnen Schönheit, als aus der dauerhaften Bewunderung bestimmen können, welche die-

jenigen Werke vor sich haben, die allen Eigensinn der Mode und Gewohnheit, alle Irrthümer der Unwissenheit und des Neides überlebet haben.

Eben der Homer, der in Athen und Rom vor zwey tausend Jahren gefiel, wird noch itzo in Paris und London bewundert. Alle Veränderungen der Länder, der Regierung, Religion und Sprache haben seinen Ruhm nicht verdunkeln können. Ansehen, oder Vorurtheil, kann zwar einen schlechten Dichter oder Redner in Ruf setzen: aber sein Ruhm wird niemals lange dauren, oder allgemein seyn. Wenn die Nachwelt, oder wenn Ausländer seine Werke untersuchen, so fällt die Bezauberung weg, und seine Fehler entdecken sich in ihrer wahren Gestalt. Je länger hingegen die Werke eines wahren Genies dauren, und je weiter sie sich ausbreiten, je aufrichtiger wird es bewundert. Neid und Eifersucht nehmen in einem engen Zirkel zu viel Raum ein; und selbst eine genaue Bekanntschaft mit der Person kann den Beyfall schwächen, den jemand für seine Werke verdienet. So bald aber diese Hindernisse aus dem Wege geschafft sind, so bald üben die Schönheiten ihre Kraft aus, welche angeneh-

me Empfindungen erregen können, und so lange die Welt stehet, behaupten sie ihre Macht über die Gemüther der Menschen.

Hieraus erhellet also, daß es mitten unter allen diesen eigensinnigen Mannichfaltigkeiten des Geschmacks, gewisse allgemeine Grundregeln des Lobes oder Tadels giebet, deren Einfluß ein sorgfältiges Auge in allen Operationen der Seele aufspüren kann. Einige besondre Formen oder Eigenschaften sind nach der ursprünglichen Struktur des innern Baues so gemacht, daß sie gefallen, und andre so, daß sie mißfallen; und wenn sie in einem besondern Falle ihre Wirkung nicht haben, so ist dieses einem vermuthlichen Mangel, oder einer Unvollkommenheit in dem Organe zuzuschreiben. Ein Mann, der das Fieber hat, wird seiner Zunge nicht zutrauen, daß sie über den Geschmack etwas entscheiden könnte; und ein andrer, der die Gelbsucht hat, wird nicht verlangen, über Farben ein Urtheil zu fällen. Bey jedem Geschöpfe findet sich ein gesunder und ein kranker Zustand; und nur von dem ersten allein kann man annehmen, daß er eine richtige Regel des Geschmacks und der Empfindung abgebe. Wenn sich bey dem gesunden Zustande der Organen

nen eine gänzliche, oder doch eine große Uebereinstimmung der Empfindung unter den Menschen befindet; so können wir daraus auf eine vollkommne und allgemeine Schönheit schliessen; eben so, wie man die Gestalt der Objecte, die sich bey Tage dem Auge eines gesunden Menschen zeigen, ihre richtige und wahre Farbe nennt, indem man zugleich gestehet, daß die Farbe bloß eine Vorstellung der Sinnen ist.

Die Fehler und Mängel in den innerlichen Organen sind vielfach und häufig, welche die Wirkung dieser allgemeinen Triebfedern verhindern oder schwächen, worauf unsre Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit beruhet. Ob man gleich von einigen Gegenständen nach dem Bau unsrer Seele gemeiniglich behauptet, daß sie vergnügen müssen; so darf man doch nicht erwarten, daß ein jeder Mensch das Vergnügen gleich stark empfindet. Es schlagen sich besondre Zufälle und Situation dazwischen, die entweder den Gegenständen eine falsche Gestalt geben, oder verhindern, daß die wahre Gestalt die gehörige Empfindung und den richtigen Begriff der Einbildungskraft nicht beybringe.

Eine

Eine offenbare Ursache, warum viele die gehörige Empfindung von der Schönheit nicht haben, ist der Mangel der Zärtlichkeit der Einbildungskraft, welche nöthig ist, eine Empfindbarkeit dieser feinern Regungen zu erwecken. Diese Zärtlichkeit behauptet jedermann zu haben: jedermann spricht davon; und will sie zu einer Regel über allen und jeden Geschmack, oder über jede Empfindung machen. Da wir aber in dieser Abhandlung gesonnen sind, einiges Licht des Verstandes unter das Gefühl der Empfindung zu mischen, so müssen wir eine richtigere Beschreibung von der Zärtlichkeit geben, als man bisher gegeben hat. Und damit wir unsre Gründe nicht aus einer gar zu tiefen Quelle schöpfen, so wollen wir eine bekannte Geschichte aus dem Don Quixote zu Hülfe nehmen.

Ich behaupte mit gutem Grunde, sagt Sancho zu dem Ritter mit der großen Nase, daß ich vom Weine urtheilen kann: dieses ist eine Erbeigenschaft in unsrer Familie. Zwey von meinen Verwandten mußten einsmals ihre Meynung von einem Fasse sagen, welches man für vortrefflich hielt, weil es alt, und bey einer guten Weinlese gefüllt war. Einer von diesen kostete den Wein, bedenket

sich,

sich, und spricht nach einer reifen Ueberlegung, der Wein sey gut, doch habe er einen kleinen Geschmack von Leder, den er empfunden hätte. Der andre gab gleichfalls, nachdem er sich einer gleichen Vorsicht bedienet hatte, seinen Ausspruch zum Vortheil des Weins; doch fand er einen Eisengeschmack in demselben, den er sehr leicht unterscheiden konnte. Ihr könnet nicht glauben, wie sehr sie ihres Urtheils wegen aufgezogen wurden. Aber wer lachte am Ende? Als man das Faß leerete, fand sich auf dem Boden desselben ein alter Schlüssel, woran ein lederner Riemen gebunden war.

Die große Aehnlichkeit zwischen dem körperlichen und dem Geschmack der Seele wird uns leicht lehren, diese Geschichte anzuwenden. So gewiß es ist, daß Schönheit und Häßlichkeit, so wenig als Süß und Bitter, Eigenschaften der Gegenstände sind, sondern bloß auf die innerliche oder äußerliche Empfindung ankommen; so muß man jedoch gestehen, daß sich in den Gegenständen gewisse Eigenschaften befinden, welche ihrer Beschaffenheit nach dieses besondre Gefühl erregen können. Da nun diese Eigenschaften nur in einem kleinen Grade gefunden werden, oder

unter einander gemischet seyn können; so geschieht es oft, daß so kleine Eigenschaften den Sinn des Geschmacks nicht rühren, (afficiren,) oder daß er alle diese besondern Geschmacke in der Unordnung, worinn sie liegen, nicht unterscheiden kann. Wenn nun die Organen so fein sind, daß sie nichts entwischen lassen; und wenn sie dabey so genau sind, daß sie in der Mischung jedes Ingredient merken; so nennen wir dieses die Zärtlichkeit des Geschmacks, wir mögen diese Wörter in eigentlicher oder uneigentlicher Bedeutung nehmen. Hierbey sind demnach die allgemeinen Regeln von der Schönheit nützlich; weil sie aus angenommenen Mustern, und aus der Betrachtung dessen, was gefällt oder mißfällt, wenn es uns einzeln und in einem hohen Grade vorkommt, hergeleitet sind: und wenn eben diese Eigenschaften in einem zusammenhangenden Werke und geringerm Grade die Organen nicht mit einem merklichen Vergnügen oder Mißvergnügen rühren, so sprechen wir einem Menschen alle diese Zärtlichkeit ab. Wer diese allgemeinen Regeln oder unverwerfliche Muster eines Werks an den Tag bringt, der findet gleichsam den Schlüssel mit dem Riemen von Leder; welcher den Ausspruch des Vetters des

R Sancho

Sancho rechtfertigte, und diese vermeynte Richter beschämte, die ihn ausgelacht hatten. Wenn man auch das Faß niemals leer gemacht hätte, so wäre doch der Geschmack der ersten eben so zärtlich, und der andern eben so grob und seicht gewesen. Allein, es würde schwerer gewesen seyn zu beweisen, daß der erstre besser war, und jeden, der zugegen war, davon zu überzeugen. Eben so würden die verschiedenen Grade des Geschmacks immer bestanden, und das Urtheil eines Menschen besser gewesen seyn, als des andern, wenn auch die Schönheiten im Schreiben nimmer methodisch abgehandelt, oder in allgemeine Regeln gebracht worden wären; aber es würde nicht so leicht gewesen seyn, den schlechten Kunstrichter stumm zu machen, der sich beständig auf seine eigne Empfindung hätte berufen, und sich weigern können, seinen Gegnern nachzugeben. Wenn wir ihm aber eine unstreitige Regel der Kunst vorlegen; wenn wir diese Regel mit Beyspielen erläutern, wovon er selbst gestehet, daß ihre Wirkung nach seinem eignen Geschmack der Grundregel gemäß sey; wenn wir beweisen, daß eben diese Grundregel auf den gegenwärtigen Fall angewendet werden könne, wo er ihren Einfluß nicht merkte oder fühlete; so muß er

endlich

endlich schließen, daß der Fehler in ihm lieget, und daß ihm die Zärtlichkeit fehlet, welche erfordert wird, wenn er jede Schönheit, und jeden Fehler eines Werks, oder einer Rede empfinden will.

Ein jeder gestehet, daß es eine Vollkommenheit eines jeden Sinnes, oder eines jeden Vermögens sey, seine kleinsten Gegenstände richtig und genau zu bemerken, und seiner Bemerkung nichts entwischen zu lassen. Je kleiner die Gegenstände sind, je feiner ist das Organ, und je vollkommner sein Bau und seine Verfassung. Einen guten Geschmack der Zunge muß man nicht mit starkschmeckenden Speisen auf die Probe stellen, sondern mit einer Mischung kleiner Zuthaten, worinn man noch ein jedes schmecken kann, so klein es auch sey, und so sehr es mit den andern vermischt ist. Eben so muß eine geschwinde und scharfe Bemerkung des Schönen und Häßlichen die Vollkommenheit des Geschmacks unsrer Seelen seyn, und niemand kann mit sich zufrieden seyn, so lange er muthmaßet, daß eine Schönheit, oder ein Fehler in einer Rede ihm unbemerkt entwischet ist. In diesem Falle siehet man, daß die Vollkommenheit des Menschen, und die Vollkommenheit der Em-

pfindung, oder des Gefühles zusammen vereiniget sind. Ein sehr zarter Küchengeschmack kann zuweilen so wohl einem Manne selbst, als seinen Freunden unbequem seyn; aber ein zärtlicher Geschmack des Witzigen, oder des Schönen, muß allzeit eine Eigenschaft seyn, die man sich wünschen sollte; weil er die Quelle alles des feinsten und unschuldigsten Vergnügens ist, das die menschliche Natur genießen kann. Hierinn kommen alle Empfindungen der Menschen überein. Wo man eine Zärtlichkeit des Geschmacks vest setzen, oder erweisen, oder zeigen kann, da muß man gewiß Beyfall erhalten; und das beste Mittel, sie vestzusetzen, ist dieses, daß man sich auf die Muster und Grundregeln berufet, welche durch den einmüthigen Beyfall, und durch die Erfahrung ganzer Völker und Jahrhunderte vestgestellet sind.

Wiewohl aber unter der Zärtlichkeit einer und der andern Person sich gemeiniglich ein großer Unterschied befindet, so kann doch nichts diese Gabe besser vermehren und vergrößern, als die Uebung in einer Kunst, und die öftere Betrachtung einer besondern Art der Schönheit. Wenn Gegenstände von irgend einer Art zum erstenmal dem Auge, oder der Einbildungs-

bildungskraft vorkommen, so ist die Empfindung, die wir dabey haben, dunkel und verwirrt: und die Seele ist sehr unfähig, über ihren Werth, oder über ihre Mängel ein Urtheil zu fällen. Der Geschmack kann die verschiedenen Schönheiten des Werkes nicht bemerken; noch weniger den eigenen Charakter einer jeden Schönheit unterscheiden, und ihre Eigenschaft, und ihren Grad bestimmen. Wenn er überhaupt sagt, das Ganze sey schön oder häßlich, so ist dieses alles, was man fordern kann; und ein Mensch, der nicht geübt ist, wird so gar dieses Urtheil oft sehr zweifelhaft und sehr furchtsam sprechen. Aber man lasse ihn in diesen Gegenständen eine Erfahrung erlangen, so wird sein Gefühl richtiger und feiner werden. Er merket sodann nicht nur die Schönheiten und Fehler von jedem Theile, sondern er bemerket auch die unterscheidende Art einer jeden Eigenschaft, und bestimmt richtig ihr Lob, oder ihren Tadel. Eine klare und deutliche Empfindung verbindet sich mit seiner ganzen Betrachtung der Gegenstände; und unterscheidet so gar eben den Grad und die Art des Beyfalls, oder des Mißvergnügens, welchen ein jeder Theil natürlicher Weise erwecken kann. Der Nebel verschwindet, der vorhin den Gegenstand zu

verhüllen schien: das Organ erlangt in seinen Operationen größere Vollkommenheit, ohne Gefahr und Irrung, den Werth eines jeden Werks zu bestimmen. Mit einem Worte, eben diejenige Geschicklichkeit und Richtigkeit, welche die Uebung zu Verfertigung eines Werks giebet, wird auch durch eben diese Uebung im Urtheilen erlanget.

So viel trägt die Uebung zur Beurtheilung des Schönen bey, daß es so gar nöthig ist, ehe wir über ein wichtiges Werk urtheilen können, daß wir eben dieses einzelne Werk mehr als einmal durchlesen, und von verschiedenen Seiten mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung betrachten müssen. Unsre Gedanken sind flatterhaft, oder doch unordentlich, wenn wir ein Stück zum erstenmal lesen, und die wahre Empfindung des Schönen wird daher verwirrt. Man entdecket die Beziehung der Theile nicht: man unterscheidet die wahren Charaktere der Schreibart zu wenig; die verschiedenen Vollkommenheiten und Mängel scheinen sich in einer Art von Verwirrung zu verlieren, und zeigen sich der Einbildungskraft undeutlich. Zudem giebt es eine Art des Schönen, welche zum Schmucke, nicht zum Wesen gehöret, und anfänglich gefällt; die

aber,

aber, wenn wir finden, daß sie mit einem richtigen Ausdrucke der Vernunft, oder der Leidenschaft nicht bestehen kann, auf dem Probierstein abgeschmackt, und alsdenn mit Verachtung verworfen wird, oder wenigstens sehr viel von ihrem Werthe verlieret.

Es ist unmöglich, daß man die Uebung, eine Art des Schönen zu betrachten, fortsetzen kann, ohne oftmals Vergleichungen unter den verschiedenen Arten und Graden des Vortrefflichen anzustellen, und ihr Verhältniß gegen einander zu schätzen. Ein Mensch, der keine Gelegenheit gehabt hat, die verschiedenen Arten des Schönen zu vergleichen, ist gewiß ganz ungeschickt, eine Meynung von den Gegenständen zu sagen, die ihm vorkommen. Durch Vergleichung allein bestimmen wir Lob und Tadel, und lernen beyde im gehörigen Grad beylegen. Das gröbste Geschmiere eines ausgehangenen Schildes hat eine gewisse Pracht und Farben, und einige richtige Nachahmungen, die nichts weniger als schön sind, und doch die Seele eines Bauren oder Indianers in die größte Bewunderung setzen würden. Den gemeinsten Balladen fehlet nicht gänzlich alle Harmonie oder Natur; und nur der-

jenige, der mit größeren Schönheiten bekannt ist, würde ihr Sylbenmaas hart, oder ihre Erzählung uninteressant nennen. Was sehr weit unter dem Schönen ist, erreget bey demjenigen, der mit dem höchsten Grade des Vortrefflichen von der Art bekannt ist, Verdruß, und wird deswegen mit Recht häßlich genannt; so, wie man überhaupt sagt, daß der ausgearbeiteste Gegenstand, den wir kennen, den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat, und den größten Beyfall verdienet. Derjenige, welcher Gelegenheit gehabt hat, die verschiedenen Werke, welche verschiedene Alter und Nationen bewundert haben, zu sehen, zu untersuchen, und reiflich zu betrachten, kann allein den Werth eines Werks bestimmen, das ihm vorgelegt wird, und ihm seinen gehörigen Rang unter den Werken des Genies anweisen.

Damit er aber desto geschickter werde, dieses Unternehmen auszuführen, so muß er seine Seele von allen Vorurtheilen rein erhalten, und nichts in seine Betrachtung kommen lassen, als den Gegenstand allein, der seiner Untersuchung unterworfen wird. Wir können bemerken, daß ein jedes Werk der Kunst aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet

werden

werden muß, wenn es seine gehörige Wirkung auf die Seele haben soll; und bey Leuten nicht völlig Geschmack finden kann, deren wirkliche oder eingebildete Situation derjenigen nicht gemäß ist, welche das Werk erfordert. Ein Redner wendet sich an eine besondre Versammlung, und muß auf ihr besonders Genie, Interesse, Meynungen, Leidenschaften und Vorurtheile sehen, sonst hoffet er umsonst ihre Entschließungen zu regieren, und ihre Neigungen in Feuer zu setzen. Wenn sie auch einige vorgefaßte Meynungen gegen ihn haben sollten, so ungegründet sie auch wären, so muß er doch diesen Nachtheil nicht aus der Acht lassen; sondern sich bemühen, ehe er sich in seine Materie einläßt, ihre Gunst zu gewinnen, und ihre Liebe zu erwerben. Ein Kunstrichter eines andern Weltalters, oder einer andern Nation, der diese Rede lieset, muß alle diese Umstände vor Augen haben, und sich in eben diese Situation der Versammlung setzen, damit er von der Rede richtig urtheilen könne. Eben so muß ich, wenn ein Werk an das Publicum gerichtet ist, wenn ich auch mit dem Verfasser in Freundschaft oder Feindschaft stünde, dieser besondern Situation entsagen; und indem ich mich als ein Mensch überall betrachte,

wenn es möglich ist, an mein individuelles Wesen und eigene Umstände nicht denken. Derjenige, bey dem Vorurtheile wirken, schickt sich nicht zu diesem Stande, sondern er bleibt eigensinnig in seiner natürlichen Stellung, ohne sich in diejenige zu setzen, die das Werk erfordert. Wenn das Werk an Personen aus einer andern Zeit oder Nation gerichtet ist, so kehret er sich nicht an die Endzwecke und Vorurtheile, die diese hatten, sondern verwirft, voll von den Sitten seiner Zeit, dreist dasjenige, was in den Augen derer, für die die Rede gehalten worden, vortrefflich zu seyn schien. Wenn das Werk für das Publicum geschrieben ist, so erweitert er niemals seinen Begriff, oder vergißt seinen Eigennutz als ein Freund oder Feind, als ein Nebenbuhler, oder Ausleger, nicht gnugsam. Hierdurch werden seine Empfindungen verderbt; und dieselbigen Schönheiten und Fehler haben bey ihm nicht mehr dieselbige Wirkung, als wenn er einen Augenblick seiner Einbildung Gewalt gethan, und sich selbst vergessen hätte. So weit entfernt sich offenbar sein Geschmack von der wahren Grundregel; und verlieret folglich allen Credit und Ansehen.

Es

Es ist bekannt genug, daß in allen Streitfragen, die dem Verstande vorgeleget werden, das Vorurtheil einer gesunden Beurtheilung sehr schädlich ist, und alle Operationen der Seelenvermögen verderbet: nicht weniger ist es dem guten Geschmacke zuwider; und hat eben die Stärke, unsre Empfindungen des Schönen zu verderben. Ein guter Verstand muß in beyden Fällen seine Wirkung hemmen, und in diesem sowohl, als in vielen andern Fällen ist die Vernunft, wenn sie nicht einen wesentlichen Theil des Geschmacks ausmacht, wenigstens zu den Operationen dieses letzten Vermögens nöthig. In allen den edlern Werken des Genies findet man eine wechselseitige Beziehung und Uebereinstimmung der Theile; und derjenige kann weder die Schönheiten, noch die Fehler bemerken, dessen Verstand nicht groß genug ist, alle diese Theile zu überdenken, und miteinander zu vergleichen, um den Zusammenhang und die Einförmigkeit des Ganzen zu begreifen. Ein jedes Werk der Kunst hat also einen gewissen Endzweck oder Absicht, wozu es verfertiget ist; und muß für mehr oder minder vollkommen gehalten werden, nachdem es mehr oder minder geschickt ist, diesen Endzweck zu erreichen. Der Gegenstand

genstand der Beredsamkeit ist die Ueberredung; der Geschichte, der Unterricht; der Poesie, durch Hülfe der Leidenschaften und der Einbildungskraft zu gefallen. Diese Endzwecke müssen wir beständig vor Augen haben, wenn wir ein Werk lesen; und müssen im Stande seyn zu urtheilen, in wie fern die angewandten Mittel diese Absichten erreichen können. Ueberdem ist ein jedes Werk auch das, was im höchsten Grade poetisch ist, nichts anders, als eine Kette von Sätzen und Vernunftschlüssen; zwar nicht immer der richtigsten und genausten, aber doch beständig der wahrscheinlichen und scheinbaren, so sehr sie auch durch die Colorit der Einbildungskraft verkleidet seyn mögen. Die Personen, die das Trauerspiel oder das epische Gedicht aufführet, müssen so vorgestellet werden, daß sie ihrem Charakter und ihren Umständen gemäß überlegen, und denken, und schließen, und handeln; und ohne Urtheilskraft, Geschmack und Erfindung kann ein Dichter nimmer hoffen, in einer so zärtlichen Unternehmung glücklich zu seyn. Ich will nicht einmal davon reden, daß eben dieselbe Vortrefflichkeit der Vermögen, welche vieles zur Verbesserung der Vernunft beyträgt, dieselbe Klarheit der Begriffe, dieselbe Rich-

tigkeit

tigkeit der Apprehension nothwendig zu den Operationen des wahren Geschmacks erfordert werden, und ihre unfehlbaren Begleiter sind. Es geschieht selten oder niemals, daß ein Mann von Verstande, der in einer Kunst erfahren ist, von ihrer Schönheit nicht urtheilen kann, und eben so selten finden wir einen Mann, der einen richtigen Geschmack hat, ohne einen gesunden Verstand.

Ob also gleich die Grundregeln des Geschmacks allgemein, und beynahe, wo nicht gänzlich, in allen Menschen dieselben sind; so sind doch wenige geschickt von einem Werke der Kunst zu urtheilen, oder ihre eigne Empfindung zu einer Regel der Schönheit zu machen. Die Organe der innerlichen Sensation sind selten so vollkommen, daß sie den allgemeinen Grundregeln eine völlige Ausübung erlauben, und ein Gefühl hervorbringen, welches mit diesen Grundregeln übereinstimme. Sie befinden sich entweder mangelhaft, oder sind durch eine Unordnung verdorben; und erregen alsdenn eine Empfindung, die man eine unrichtige Empfindung nennen kann. Wenn der Kunstrichter keine Zärtlichkeit besitzet, so urtheilet er, ohne zu unterscheiden, und ist nur von den gröbern und augenschein-

genscheinlichern Eigenschaften eines Gegenstandes gerühret: die feinern Züge entgehen seiner Bemerkung und Achtsamkeit. Wenn ihm die Uebung nicht zu Hülfe kömmt, so wird er sein Urtheil mit Verwirrung und Ungewißheit fällen. Wenn er keine Vergleichung angestellet hat, so werden die kleinsten Schönheiten, die vielmehr den Namen der Fehler verdienten, von ihm bewundert werden. Wenn er sich unter der Herrschaft der Vorurtheile befindet, so sind alle seine natürlichen Empfindungen verdorben. Wenn ihm ein guter Verstand fehlet, so ist er nicht geschickt die Schönheiten des Plans und der Ueberlegung zu unterscheiden, welche die höchsten und vortrefflichsten sind. Unter einem oder dem andern von diesen Fehlern befinden sich die meisten Menschen; und daher hat man angemerket, daß ein wahrer Kunstrichter in den feinen Künsten selbst in den feinsten Zeiten ein so seltner Charakter ist: ein starker Verstand mit zärtlicher Emdfindung verbunden, durch die Uebung verbessert, durch Vergleichung vollkommen gemacht, und von allen Vorurtheilen gereiniget, kann allein einem Kunstrichter ein Recht auf diesen Charakter geben; und der gesammte Ausspruch solcher Männer, wo sie auch sind, ist die

wahre

wahre Regel des Geschmacks und der Schönheit.

Aber wo findet man solche Kunstrichter? An welchen Zeichen kann man sie kennen? Wie kann man sie von den vorgegebenen unterscheiden? Diese Fragen sind schwer zu beantworten, und scheinen uns in die vorige Ungewißheit wieder zurück zu stoßen, woraus wir in dieser ganzen Abhandlung bisher uns heraus zu ziehen bemühet gewesen sind.

Aber wenn wir die Sache recht ansehen, so sind dieses Fragen, welche Facta, nicht die Empfindung angehen. Ob eine oder die andre gewisse Person einen guten Verstand und eine zärtliche Einbildungskraft besitze, die frey von Vorurtheilen sey, hierüber kann man oft streiten, und es kann einer Untersuchung und Entscheidung sehr unterworfen seyn: daß aber ein solcher Charakter Hochachtung verdiene und schätzbar sey, das werden alle Menschen einmüthig gestehen. Wo Zweifel vorkommen, da kann man nichts mehr thun, als was in andern streitigen Fragen geschieht, die man dem Verstande unterwirft: man muß die besten Gründe anführen, die unsre Erfindung uns an die Hand giebt; wir müssen anneh-

annehmen, daß irgendwo eine wahre und entscheidende Regel vorhanden sey, und wir müssen denen nachsehen, die sich auf eine andre Art als wir, auf diese Regel berufen. Es ist zu unsrer itzigen Absicht genug, wenn wir nur bewiesen haben, daß der Geschmack aller besondern Leute nicht gleich ist, und daß man von einigen Leuten überhaupt einmüthig gestehen wird, daß sie vor andern einen Vorzug haben, so schwer es auch seyn mag, in besondern Fällen sich darauf zu verlassen.

In der That aber ist es nicht so schwer, auch ins besondre eine Regel des Geschmacks zu finden, als es vorgestellet wird. Ob wir gleich in der Betrachtung gern ein gewisses Kennzeichen in der Wissenschaft einräumen, und es in der Empfindung läugnen, so finden wir doch, daß es weit schwerer ist, die Sache in der Praxi in dem ersten Falle auszumachen, als in dem andern. Die Theorien der abstracten Weltweisheit, Systeme der tiefen Gottesgelahrheit haben sich in einem Zeitalter erhalten: in einer darauf folgenden Zeit sind sie überall verlacht worden: man hat ihre Ungereimtheit entdeckt; man hat andre Theorien, andre Systeme an ihre Stelle gesetzt, welche abermals nachfolgenden gewichen

chen sind: und man hat erfahren, daß nichts so sehr der Mode und Veränderung unterworfen war, als diese vermeynte wissenschaftliche Entscheidungen. Mit den Schönheiten der Beredsamkeit und Poesie verhält es sich ganz anders. Richtige Ausdrücke der Leidenschaft und Natur werden gewiß nach einer kurzen Zeit öffentlich in den Schwang kommen, und immer darinn bleiben. Aristoteles und Plato, Epicurus und Descartes können nach einander sich weichen; aber Terenz und Virgil behalten eine allgemeine unstreitige Herrschaft über die Seelen der Menschen. Die abstracte Philosophie des Cicero hat ihr Ansehen verlohren; die Stärke seiner Redekunst wird noch immer bewundert.

Ob gleich Leute von zärtlichen Geschmack selten sind, so können sie doch leicht in der Gesellschaft, an ihrem gesunden Verstande, und an ihrem vor den übrigen Menschen vorzüglichen Vermögen erkannt werden. Der Vorzug, den sie erlangen, giebt dem lebhaften Beyfalle, womit sie ein Werk des Genies aufnehmen, ein Uebergewicht, und macht, daß er allgemeiner wird. Viele Leute haben nur, sich selbst überlassen, eine schwache und zweifelhafte Empfindung des Schönen, und

sind dennoch fähig, alle feine Züge zu empfinden, die man ihnen anzeiget. Ein jeder, den man dahin gebracht hat, daß er den wahren Dichter oder Redner bewundert, fängt hinwiederum an, andre zu bekehren. Und obgleich Vorurtheile eine Zeitlang die Oberhand behalten können, so stimmen sie doch niemals darinn überein, einen Nebenbuhler des wahren Genies zu erheben, sondern weichen endlich der Gewalt der Natur und der richtigen Empfindung. So hat man niemals gefunden, daß eine gesittete Nation, ob sie sich gleich leicht in der Wahl ihres bewunderten Philosophen versehen kann, sich lange in ihrer Liebe für einen epischen oder tragischen Dichter, der ihr Liebling war, geirret habe.

Aber aller unsrer Mühe ungeachtet, die wir uns geben, eine Grundregel des Geschmacks auszumachen, und die mannichfaltigen Urtheile der Menschen zu vergleichen, bleiben doch noch immer zwo Quellen der Verschiedenheit über, die zwar nicht alle Gränzen des Schönen und Häßlichen in einander mischen können, aber doch noch immer dazu dienen, daß sie die Grade unsers Lobes oder Tadels verschieden machen. Die erste

ist die verschiedene Gemüthsart einzelner Menschen; die andre, die besondern Sitten und Meynungen unsrer Zeit und unsers Landes. Die allgemeinen Grundregeln des Geschmacks sind in der menschlichen Natur einförmig. Wenn Menschen in ihren Urtheilen verschieden sind, so kann man gemeiniglich in ihrem Seelenvermögen einen Mangel, oder eine Verkehrtheit bemerken, welche entweder aus einem Vorurtheile, oder aus Mangel an Uebung oder Zärtlichkeit entstehet; und man hat einen richtigen Grund, einen Geschmack zu billigen, und den andern zu verwerfen. Wo sich aber in dem innerlichen Bau, oder in der äußerlichen Situation eine solche Verschiedenheit befindet, welche an beyden Seiten völlig untadelhaft ist, und uns nicht erlaubt, einen vor dem andern den Vorzug zu geben; so ist in diesem Falle eine Verschiedenheit im urtheilen unvermeidlich, und wir suchen vergebens eine Grundregel, wodurch wir die widrigen Empfindungen vergleichen könnten.

Ein junger Mensch, dessen Leidenschaften noch warm sind, wird von verliebten und zärtlichen Bildern weit stärker gerührt werden, als ein älterer Mann, der an weisen und

philosophischen Regeln, welche die Aufführung des Lebens, und die Mäßigung der Leidenschaften betreffen, Vergnügen findet. In einem Alter von zwanzig Jahren kann Ovid, von vierzig Horaz, und von funfzig vielleicht Tacitus unser Leibschriftsteller seyn. In solchen Fällen würden wir uns umsonst bemühen, die Empfindung andrer anzunehmen, und die Neigungen abzulegen, die uns natürlich sind. Wir wählen unsern Leibschriftsteller so, wie wir unsern Freund wählen, nach einer Gleichheit der Gemüthsarten und Neigungen. Witz oder Leidenschaft, Empfindung oder Ueberlegung, was von diesen sich vorzüglich in unsrer Gemüthsart befindet, giebt uns eine besondre Sympathie mit dem Schriftsteller, der uns gleich ist.

Dem einen gefällt das Erhabene, einem andern das Zärtliche, einem dritten die Spötterey besser. Einer empfindet die Fehler sehr stark, und hat einen außerordentlichen Gefallen an der Richtigkeit: ein andrer fühlt die Schönheiten lebhafter, und vergiebt zwanzig Ungereimtheiten und Fehler für einen erhabenen Zug. Das Ohr dieses Mannes findet nur Gefallen an Kürze und Nachdruck; der erste vergnügt sich an wortreichen, fruchtbaren

und

und harmonischen Ausdrücken. Den einen rührt die Einfalt, den andern die Zierde. Das Lustspiel, das Trauerspiel, die Oden, alles hat seine eigne Freunde, welche diese oder jene Art der Dichtkunst allen andern vorziehen. Es ist offenbar ein Irrthum, wenn ein Kunstrichter nur eine Dichtart oder Schreibart lobet, und alle andern tadelt. Aber es ist fast unmöglich, daß wir nicht eine vorzügliche Liebe für diejenige haben sollten, welche mit unsrer Gemüthsart und Neigung übereinkommt; ein solcher Vorzug ist unschuldig und unvermeidlich, und kann mit Grunde niemals bestritten werden, weil es keine Regel giebt, wodurch er entschieden werden könnte.

Aus einem gleichen Grunde gefallen uns die Schilderungen solcher Charaktere besser, welche denen gleichen, die man zu unsern Zeiten und in unserm Lande findet, als Schilderungen derer, die eine ganz verschiedene Art von Gewohnheiten beschreiben. Wir setzen uns nicht ohne einigen Zwang in die Einfalt der alten Sitten, und sehen Prinzeßinnen Wasser aus einem Brunnen ziehen, und Könige und Helden selbst ihre Speisen zubereiten. Ueberhaupt können wir gestehen, daß die Vorstellung solcher Sitten bey einem Schriftsteller kein Feh-

ler, und in einem Stücke nichts häßliches ist; aber sie rühren uns nicht so sehr. Daher läßt sich das Lustspiel nicht leicht aus einer Zeit in die andre, und von einer Nation auf die andre übertragen. Einem Franzosen oder Engländer gefällt die Andria des Terenz, oder die Clitia des Machiavell nicht, worinn das Frauenzimmer, welches die Hauptperson des Spiels ist, dem Zuschauer niemals vor Augen tritt, sondern der zurückhaltenden Gemüthsart der alten Griechen und heutigen Italiäner gemäß beständig hinter den Scenen bleibt. Ein Mann von Gelehrsamkeit und Nachdenken kann diesen besondern Sitten nachsehen; aber gemeine Zuschauer können ihre gewöhnlichen Begriffe und Empfindungen nicht so sehr verläugnen, daß sie an Gemälden Geschmack finden sollten, die ihnen gar nicht gleichen.

Und hier kommen wir auf eine Betrachtung, welche vielleicht in der Untersuchung des berühmteen Streites über die alte und heutige Gelehrsamkeit nützlich seyn kann. Wir finden oftmals, daß die eine Partey alle anscheinenden Ungereimtheiten mit den Sitten der Zeit entschuldigen, und daß die andre diese Entschuldigung nicht gelten lassen will; oder wenigstens sie nur als eine Entschuldigung des Verfas-

Verfassers, nicht für das Werk selbst gelten läßt. Meiner Meynung nach haben die streitenden Parteyen hierinn selten die gehörigen Gränzen bestimmt. Wenn man einige unschuldige besondre Sitten vorstellt, dergleichen die obgedachten sind, so muß man sie gewiß gelten lassen; und ein Mann, der sich daran stößt, giebt einen offenbaren Beweis von einer falschen Zärtlichkeit und Feinheit. Das Denkmaal des Dichters, welches stärker als Erzt ist, müßte wie gemeiner Stein oder Thon zerfallen, wenn wir auf die beständige Veränderung der Sitten und Gebräuche gar nicht sehen, und nichts wollten gelten lassen, als was der herrschenden Mode gemäß ist. Müssen wir die Gemälde unsrer Vorfahren wegen ihrer faltigen Halstücher, oder Wülste um den Leib bey Seite werfen? Wo sich aber die Begriffe der Moralität und Anständigkeit von einer Zeit zur andern verändern, und wo lasterhafte Sitten beschrieben werden, ohne mit den gehörigen Charakteren des Tadels und der Mißbilligung bezeichnet zu seyn, da müssen wir sagen, daß sie das Gedicht entstellen, und wirklich etwas häßliches sind. Ich kann mich nicht in solche Gesinnungen versetzen, und ich darf auch nicht; und wenn ich auch den Dichter mit den Sitten seiner Zeit ent-

schuldige, so kann ich doch niemals Geschmack an seinem Werke finden. Der Mangel der Menschlichkeit und der Anständigkeit, welche in den Charakteren so offenbar erscheinen, die verschiedne von den alten Poeten, zuweilen selbst Homer und die griechischen Trauerspielschreiber geschildert haben, vermindert den Werth ihrer edeln Werke gar sehr, und giebt unsern heutigen Verfassern einen großen Vorzug vor ihnen. Die Schicksale und Empfindungen solcher rauhen Helden interissiren uns nicht: es mißfällt uns, die Gränzen des Lasters und der Tugend so unter einander gemischt zu sehen: und so sehr wir auch dem Schriftsteller seine Vorurtheile nachsehen, so können wir uns doch nicht zwingen, uns in seine Empfindungen zu versetzen, oder Charakteren geneigt zu seyn, die wir offenbar für tadelhaft erkennen. Mit moralischen Grundsätzen ist es nicht also beschaffen, wie mit speculativischen Meynungen von irgend einer Art. Diese sind einer beständigen Veränderung unterworfen. Der Sohn nimmt ein anders System an, als der Vater. Ja es findet sich kaum ein Mensch, der sich in diesem Stücke einer großen Standhaftigkeit und Einförmigkeit rühmen könnte. So viele speculativische Fehler auch in den feinen Schriften einer Zeit und eines Landes ge-

funden

LB Coburg

funden werden mögen, so entziehen sie doch dem Werth eines Werks nur sehr wenig. Es wird nur eine gewisse Wendung der Gedanken, der Einbildungskraft erfordert, wenn wir uns in alle diese Meynungen versetzen wollen, die damals allgemein waren; und wenn wir einen Geschmack an den Gesinnungen oder Folgen empfinden wollen, die daraus hergeleitet werden. Aber es gehöret viel Mühe dazu, unser Urtheil über Sitten zu verändern, und Empfindungen des Beyfalls oder des Tadels, der Liebe oder des Hasses zu erwecken, welche von denen unterschieden sind, woran die Seele aus einer langen Gewohnheit schon gewöhnt war. Und wenn ein Mensch gewiß weis, daß diese moralische Regel richtig ist, wornach er urtheilet, so hält er sich mit Recht daran, und will die Empfindung seines Herzens eines Schriftstellers wegen, er mag seyn wer er will, keinen Augenblick verkehren.

Von allen speculativischen Irrthümern sind diejenigen, die die Religion betreffen, in Werken des Genies am ersten zu entschuldigen; man darf auch die Höflichkeit oder Weisheit eines Volks, oder auch einer einzelnen Person nicht nach der Grobheit oder Feinheit ihrer theologischen Grundsätze beurtheilen. Eben der

gute Verstand, der die Menschen in gewöhnlichen Vorfällen des Lebens leitet, findet in Religionssachen kein Gehör; als von welchen man annimmt, daß sie über die Erkenntniß der Menschen weit hinaus sind. Aus diesem Grunde muß ein jeder Kunstrichter die Ungereimtheiten der heydnischen Götterlehre übersehen, wenn er sich von der alten Poesie einen richtigen Begriff machen will; und unsre Nachkommen müssen in Ansehung ihrer Vorfahren hinwiederum eben diese Nachsicht gebrauchen. Es können keine Grundsätze der Religion einem Dichter als Fehler angerechnet werden, so lange sie noch bloße Grundsätze bleiben, und sich seines Herzens nicht so stark bemächtigen, daß er ein Schwärmer und Abergläubischer wird. Wo dieses geschiehet, da verwirren sie die Empfindungen der Moralität, und verändern die natürlichen Gränzen des Lasters und der Tugend. Sie sind daher in Ewigkeit Fehler, nach dem obgedachten Grundsatze; und die Vorurtheile und falschen Meynungen der Zeit können sie nicht entschuldigen.

Es ist ein wesentliches Stück der römisch-katholischen Religion, gegen jedweden andern Gottesdienst einen Haß einzuflößen, und alle

Heyden,

Heyden, Mahometaner und Ketzer als Gegenstände des göttlichen Zorns und der Rache vorzustellen. Obgleich solche Gesinnungen in der That höchst tadelhaft sind, so werden sie doch von den Anhängern dieser Gemeine für Tugenden angesehen, und in ihren Trauerspielen oder Heldengedichten als etwas Heldenmüthiges vorgestellt. Was ist dieses, sagt der heroische Joad zu der Josabet, indem er sie in einer Unterredung mit dem Mattan, dem Priester des Baal antrifft, redet die Tochter des David mit diesem Verräther? Fürchtest du nicht, daß die Erde sich öffne, und Flammen hervor gebe, euch beyde zu verschlingen? Oder, daß diese heiligen Mauren einfallen, und euch beyde erschlagen? Was will er? warum kömmt dieser Feind Gottes hieher, die Luft, die wir athmen, mit seiner schrecklichen Gegenwart zu vergiften? Solche Gesinnungen höret man auf dem Theater zu Paris mit großem Beyfall; aber in London würde man eben so sehr vergnügt seyn, wenn Achilles zu dem Agamemnon sagt, er sey an seiner Stirn ein Hund, und in seinem Herzen ein Reh; oder wenn Jupiter der Juno mit Schlägen drohet, wenn sie nicht ruhig seyn will.

Religionsgrundsätze sind also ein Fehler in einem Gedichte, wenn sie bis zum Aberglauben getrieben werden, und in jede Empfindung sich einschleichen, die von aller Verbindung mit der Religion noch so weit entfernt ist. Es ist keine Entschuldigung für den Dichter, daß die Gewohnheiten seines Landes das Leben mit so vielen Ceremonien und Gebräuchen beladen hatten, daß kein Theil desselben von dem Joche frey war. Es muß von dem Petrach immer lächerlich seyn, wenn er seine geliebte Laura mit Christo vergleichet. Nicht weniger lächerlich ist es bey dem angenehmen freyen Bocaz, wenn er mit vielem Ernste Gott dem Allmächtigen, und den Mädchens danket, daß sie ihm beygestanden haben, sich gegen seine Feinde zu vertheidigen.

Anhang
einiger Oden.

Ode I.

Zum Beschluß des 1756sten Jahrs.

Audiet, cives acuisse ferrum,
Audiet pugnas vitio parentum
— — Rara juventus.

Horat.

Genug, ach Vater! genug hast du Europa verheeret,
Und ihre schüchternen Völker geschreckt;
Genug die Fürsten gebeugt, und ihre Städte zerstöret,
Und ihre Straßen mit Leichen gedeckt!

Noch tritt der blutende Wayse, mit schwachen zitternden Füßen,
Des Tagus gebeinvolles Ufer, und weint.
Auf Trümmern wandelt er da von Schlössern, nun niedergerissen,
Ein weites Begräbniß, das Tausend vereint.

Ach

Ach wo? wo war da ein Schutz, als auf der Schrecknisse Flügel
Dein ernster Engel den Erdenkrais schlug;
Und in die Thäler hinab, und auf die taumelnde Hügel
Die Wellen sich rissen, der Boden nicht trug?

Das Weltmeer ängstete sich, und floh, und kehrte dann wieder,
Und donnert an die Gestade hinauf.
Die Städte sanken, und Gipfel von Bergen stürzten sich nieder,
Und häuften Hügel, ein Grabmaal, darauf.

Uns schlugst du später. Wir sahn den Himmel mit Stürmen umzogen,
Und seine Plejaden Verwüstungen dräun.
Die Elbe wallte empor, und stürmte mit donnernden Wogen
Die langen gigantischen Vormauern ein.

Im Sturm arbeitete sie, und warf, wie tanzende Bälle,
Die Schiff, und streute die Trümmer umher.
Der Landmann flohe mit Zittern die hinter ihm brausende Welle,
Und wo er pflügte, da wurde nun Meer.

Der

Der Herbst ersäufet in Fluren und Gärten, sein Antlitz zu zeigen,
Sah kaum aus Wassergefilden hervor.
Der Obstbaum spiegelte sich, und hielt auf trächtigen Zweigen
Die güldene Frucht aus der Welle empor.

Und nun! : : O heiliger Lenz, was wird Europa erfahren,
Eh deine Gefilde noch einmal verblühn!
Ich sehe den schrecklichen Krieg, von Waffen tönende Schaaren,
Zwo Welten, aus allen Gegenden ziehn!

So lagert sich um die Gebirge ein drohendes Wetter zusammen,
Wird reif, und reißt sich in Thäler hinab,
Und schwärzet bange Gefilde, und schüttet Hagel und Flammen,
Und eine weite Verwüstung herab.

Der Greis erzählt einst den Zwist den Enkeln, die ruhiger leben,
Der ihrer Väter Schwerdter gewetzt.
Die dünne Nachwelt wird dann den Bußtag feyern, und beben,
Der drey Welttheile in Aufruhr gesetzt.

Wo ist der Retter? Zu wem soll der Geängstete fliehen,
Auf den die Geißel der Züchtigung fällt?
Vor wem der heilige Priester am rauchenden Altare knieen,
Als vor dem mächtigen Vater der Welt?

O schau doch gnädig herab, daß die Gewitter verziehen!
Entreiß die blinkenden Schwerdter der Hand!
Es müsse der schwangere Lenz auf ruhigen Fluren verblühen;
Und Eintracht führe die Pflugschaar durchs Land!

Uebersetzung
der vorigen Ode.

Europam populas, ohe! Pater, satis,
Et gentes gelido terrificas metu:
Reges attenuas, vertis & oppida,
Sternens innumeris funeribus vias.
Flens ripas Tagi adhuc ossibus obsatas
Percurrit tremulo patre carens pede,
Nunc æquata solo rudera turrium,
Bustum sorte pari millia congregans.
Ecquid perfugium, vindice dextra
Orbem quum quateres? tunc subitus tremor;
Tunc vallem latices, ac titubans jugum
Disrupti superant, dissilit & solum.
Pontus diffugiens, mox redit, anxius,
Pulsans horrisono littora murmure:
Tunc urbes ruere & culmina montium
Clivosos tumulos accumulantia.
Nos exinde feris. Turbine vidimus
Auram terribilem, & Vergilias minis.
Albis diruerat fluctibus horridis
Propugnacula aquæ, forte gigantum opus.
Cauri vi tumidus, non secus ac pilas
Naves exagitat, membraque discutit.
Agrestis trepidans horrisonam fugit
Undam, ac est pelagus nunc, ubi araverat.
Autumnus per agros, per viridaria
Profert mersus aquis vix caput æquore.
Arbor poma freto, cognita imagine
Extollit gravidis aurea brachiis:

Aſt . . . quæ, ver placidum, ſors dabitur modo
Orbi, flore priusquam exueris tuo?
Heu! bellum video flebile & agmina
Ex utroque polo, quæ gladiis ſtrepunt.
Tempeſtas minitans ſicce juga occupat.
Et matura nigrat, grandinis imbribus
Flamma ac exitio per ſegetes furens.
Narrabunt atavi bella nepotibus
Pacatis, gladios patrum acuentia.
Supplex poſteritas rara colet diem,
Qui tres orbis agit diſſidio plagas.
Quis nos eripiet? quem miſeri vocent,
Quos nunc triſte ferit ſupplicii genus?
Flexis cui genibus, quam Tibi ſupplicet
Præco, fumidam ad aram, Alme Deus ſacer?
Clemens reſpicias, nubila ſummovens;
Enſes eripias fulmineos manu:
Mox flores gravidum ver placidis agris
Spargat: vomere pax pingue ſecet ſolum.

Zweyte Ode,
auf das Jahr 1757.

Quanta moves funera!

Horat.

Wie furchtbar klang über uns die Stimme des ernsten Gerichtes!
Wie fielen die Opfer dahin,
Und ihre mächtigen Städte auf sie! wie bebte der Erdkrais
Vom eisernen Fuße der Zeit!

Nicht still betrat sie die zitternden Inseln, wie sie die Paläste
Der sichern Tyrannen beschleicht:
Ein Schauer faßte die Erde, und schüttelte Tempel und Schlösser
Von der bevölkerten Stirn

Der hohen Gebirge: da sucht, im Abendmeere, der Schiffer
Die Stadt, und fand sie nicht mehr:
Da sah die andere Sonne die neuen Hügel, und Thäler
Der Erd, und kannt sie nicht mehr.

Wie fielen die Schaaren vor ihrer Sichel! der betende Priester
An seines Gottes Altar!
Im Arm der sterbenden Mutter (umsonst gebahr sie der Nachwelt)
Der Säugling, der ward, und vergieng!

Da wandelten Söhne auf Vätern, da traten der Flüchtlinge Füße
Den heiligen Leichnam der Braut.
Welch eine Erndte von Leichen warf an die Ufer der Inseln
Der donnernde Ocean aus!

Ihr würgt das Alter nicht gnug: mit neuen Arten des Todes
Verdünnt sie die künftige Welt!
Mit Sturm, und Wellen, und Donner in den Gedärmen der Erde,
Den Waffen der ganzen Natur.

Ach! sind denn Schwerdter der Menschen noch nöthig? Schau, wie sie die Opfer
Aus allen Gegenden treibt,
Und zu der Schlachtbank bey tausend versammlet, sie alle zu erndten,
Wie seine Saaten der Herbst!

Es wird, o schrecklicher Mars! auf weiten erstorbnen Gefilden
Kein Lenz, kein Rosenbusch blühn!
Da schleppt kein Stier seinen Pflug, da säet dem müßigen Schnitter
Kein Landmann den künftigen Kranz!

Da flattern drohende Fahnen, da stampfen die Rosse den Boden,
Da starrt ein eiserner Wald;
Da ziehen verwüstende Donner der Schlacht von fern her zusammen,
Und eine bewaffnete Welt,

Dem Tode die Erndte zu halten, wenn nun die Zwietracht zum Kampf ruft,
Und ihre Trompete ertönt! = =
Dann donnern die Götter der Erden; dann würgen, und bluten, und winseln
Und sterben die Jünglinge Reihn;

Und Schaaren schmelzen von Schaaren hinweg vorm fressenden Schwerdte,
Wie vor der Sonne der Schnee;
Und weit hin liegen die Thäler im dicken Gewitter, und dampfen,
Und klagen von Haine zu Hain.

O schreckliche Aussicht für menschliche Seelen! Erhebet die Hände,
Ihr Völker, und betet zu Gott!
Verschone, Vater, verschone! = = Ach! lösche die künftige Nachwelt
In ihren Vätern nicht aus!

Dich flehet im Purpur der Fürst, dir hebt der dürftige Landmann
Die zitternden Hände empor!
Leg ab die Schrecken, verbirg die Schwerdter, und feßle die Zwietracht
Der Herzen, und der Natur;

Daß sich die Väter der Menschen versöhnen, eh Blut ihrer Söhne
Den reinen Harnisch entweiht!
Daß auf befruchteten Felde sein Horn der Ueberfluß fülle,
Das Garben, statt Leichname trägt!

Dritte Ode,

zum Beschluß des 1757sten Jahres.

Vicinæ ruptis inter se legibus urbes
Arma ferunt, sævit toto Mars impius orbe.
Virg. Georg. I.

Ein Sturm wälzt die Räder der Zeit. Der
Strom von flüchtigen Jahren
Kehrt aus dem Leben die Wesen hinab.
Der unerbittliche Tod treibt, jede Minute, bey
Schaaren,
Zahllose Opfer hinunter ins Grab.

Ihn rührt nicht Tugend, noch Kunst, Ver-
dienst, Trophäen und Kronen;
Früh oder spät, sein hülfloser Raub!
Mit nichts verschonendem Fuß tritt er die herr-
schenden Thronen,
So, wie die Hütten der Sklaven, in Staub.

Er schleppt den bebenden Greis, (und kurz
war die Daur seines Lebens!)
Geweiht der Sichel, an seinen Altar;
Und Jüngling' erwarten, vielleicht, die kurze Dauer
vergebens,
Erwarten vergebens sein silbernes Haar.

Als Knospen fallen sie schon, (von hoffenden Müttern beweinet)
Die von der Wurzel ein Frühlingssturm bricht,
Und füllen, wenn nun der May in Rosenkränzen erscheinet,
Mit süßen Gerüchen die Abendluft nicht.

Fleuch, wenn, zum Würgen gesandt, gehüllt in Dünsten von Seuchen,
Der Todesengel Reiche verheert!
Fleuch, wenn die Erde erbebt, und über fallende Leichen
Und Städt, ihr Grabmaal, Vergessenheit fährt!

Fleuch das verdächtige Meer, die Stürme brausender Tiefen!
Entfleuch der Flamme! Hier, oder dort,
Mußt du, ersehenes Opfer, von deiner Stunde ergriffen,
Ins Grab der stillen Todten mit fort!

Ist denn dies Leben noch lang? Ists wenig, dem Engel, dem Rächer;
Ist wenig, namlosen Uebeln entfliehn?
Noch füllt die wütende Kunst des Todes beladeten Köcher,
Und findet neue Pfeile für ihn.

Noch

Noch fühlst du, vergebens gewarnt, Europa, die Erdveste zittern;
Und was für Völker versanken mit ihr!
Umsonst erheiterte sich die Luft von Sturm und Gewittern;
Gott wollte verschonen; nun tödteten wir.

O! uneingedenk deines Zwecks, nur schädlich dem Menschengeschlechte,
Erschaffst du, Kunst! die Waffen dem Grimm;
Beraubst verwegen den Himmel, und nimmst aus des Ewigen Rechte
Die schreckliche Flamme, und donnerst nach ihm!

Sieh, von dem rasenden Krieg zum Leben gezählte Minuten
Halb ausgesponnener Tage verkürzt!
Sieh, unersehene Opfer fürs Recht der Könige bluten,
Und, was der Himmel erst baute, gestürzt!

Schon führt die Sonne das andere Jahr, von Zeichen zu Zeichen,
Zu beyden Gränzen der leuchtenden Bahn;
Und jeden schrecklichen Tag schrieb, auf Gefilden voll Leichen,
Mit Blut der würgende Kriegesgott an.

Zu Tausend trieb er sie her; und ganze Welttheile zogen,
Germanien, über dein bebendes Land.
Mehr schüttet nicht Hagel der Nord, mehr trieb nicht schäumende Wogen
Der Sturm *) an unsern geängsteten Strand.

Wo sind sie? in Staub hingesäet! Was sich vom Schwerdt nicht entfernte,
Vergessene Todte! was es gespart,
Vielleicht, im neuen Gefecht, zu seiner künftigen Erndte,
Vielleicht zu Ketten des Siegers gespart!

Denn noch schwingt, durstig nach Blut, nur froh in dichten Gefahren,
Der Krieg in der schrecklichen Rechten den Speer.
Noch ruft die Trompete den Kampf; noch treibt der Jünglinge Schaaren
Der Tod, bey Tausend zur Schlachtbank daher!

Die Elbe schleicht furchtsam ins Meer. Von nachgeahmten Gewittern
Klagt, weit umher, das einsame Land.
Die Hügel seufzen zu uns herüber, und Donner erschüttern
Von fern her unsern antwortenden Strand **).

Und

*) Der Sturm im Jahre 1756.

**) Auf die Belagerung des harburgischen Schlos-

Und o! was seh ich! : : Hinweg, hinweg,
ihr grausamen Bilder!
Was sonst, als Felder, mit Blute getränkt,
Und rauchende Städte, und Hunger? wenn nicht
der Ewige, milder,
Den Frieden tausend Betenden schenkt?

Elegie.

An Daphne.

Die Stille sinkt in tiefern Schatten nieder;
Es steht der Pulsschlag der Natur.
Der Schlummer deckt mit nächtlichem Gefieder
Den kalten Hain, die todte Flur.
Vertrauliche der Tugend, die voll Kummer
Mit Sorgen auf dem Lager ringt,
Von deren Schlaf der thränenscheue Schlummer
Sich zum beglückten Frevel schwingt,
Erfülle mich, einsame schwarze Stunde,
Mit Wehmuth und Melancholie!
Dem falschen Tag verberg ich meine Wunde,
Euch, stumme Schatten! blute sie!
O zu beglückt! wenn, eh für meine Schöne
Mein Herz von Seufzern überfloß,
Der süße Schlaf ihr über einer Thräne
Für mich die Augenlieder schloß!

So

Schlosses, wo auf dieser Seite der Elbe bey jedem Schusse die Fenster in den Häusern zitterten.

So schleichen sich die Tage meiner Jugend
In einem langen Seufzer hin!
Bis ich erschöpft von Thränen stummer Tugend,
Greis, oder stille Asche bin.
Ach! Hoffnunglos und meiner Ruh zuwider,
Du Kind der Unschuld, lieb ich dich!
Stürmt nicht der Gram die vollen Blüten nieder,
O welch ein Tag erwartet mich!
Die Zeit entwischt: kein Strom stürzt so gewaltsam
Von Klippen in die Tief hinab!
Sie fasset mich, und reißt mich unaufhaltsam
Aus deinem Arm, wo nicht? ins Grab!
Minuten sinds (o Kind! wie bald verschwunden!)
Wo dich mein Arm umfangen hält;
Denn schleppet mich durch trübe lange Stunden,
Die blasse Schwermuth aus der Welt!
Zu unsrer Ruh verbergen Finsternissen
Des Schicksals künftigen Entschluß,
Doch was darf ich gequält zu seyn noch wissen?
Ich weis, daß ich dich meiden muß.
O wärf ich nur leichtsinnig, wie die Kindheit,
Aufs gegenwärtige den Blick,
So hofft ich doch zum wenigsten aus Blindheit,
Und träumete ein langes Glück!
Da bebt ich dann, in deinen Arm gesunken,
Im sanften Schauer stummer Lust,
Da taumelt ich, von deinen Lippen trunken,
O Daphne, an der werthen Brust!
Doch bald wird dich ein schwarzer Tag entwenden,
Ein Tag mir ewig Thränen werth:
Das Schicksal wägt in ausgestreckten Händen
Schon über meinem Hals das Schwerdt.

Gedankenvoll durchwandr' ich schon die Stunden,
Wo Daphne nicht für mich mehr lebt;
Und bebe dann, wie am Altar gebunden,
Ein furchtsam Opfer steht, und bebt.
Du schwarzer Gram, dem ich gelassen werde,
In was für einem Himmelsstrich,
In welchem Hain, auf welcher wilden Erde,
In welcher Kluft verseufz ich dich?
Erstorbne Lust, Gespielinn freyer Lieder,
Der Scherze Freundinn, süße Ruh,
Wo finden dich die späten Seufzer wieder?
In welchem Himmel athmest du?
Ach! in der Nacht der stillen Buchenwälder,
Verließ ich dich, auf ewig fern!
Dort lächelte Aurora in die Felder,
Und heiter kam der Abendstern.
O fühl ich einst dein angenehmes Grauen,
Du vormals blühendes Revier,
So wird sich fremd mein Antlitz um sich schauen;
Tiefsinnig denk ich denn bey mir:
Ist dies die Flur? sind dies die frischen Felder,
Die ich oft mit Entzückung sah?
Du kühles Thal, und ihr, geliebte Wälder,
Wie öd und einsam liegt ihr da!
Wie traurig hängt der Busch um diese Stelle,
Wie melancholisch ist die Ruh!
Mir rauscht der Hain, mir murmelt jede Quelle
Schwermüthig laute Seufzer zu!
Doch gern will ich die Last des Lebens tragen,
Wenn du, o Daphne, glücklich bist,
Und noch dereinst in meine späte Klagen
Zuweilen eine Thräne fließt!

* * *

)o(

Innhalt.

Briefe

1) An Herrn * * über Herr Uzens Gedicht, der Sieg des Liebesgottes.

2) An denselben, über das Trauerspiel, Miß Sara Sampson.

3) Beantwortung des vorigen Briefes.

Abhandlungen

1) Von der komischen Heldenpoesie.

2) Ein Traum.

3) Prüfung der Einwürfe Herrn Lessings gegen den Anfang des Gedichts, der Messias.

4) Vertheidigung der schlechten Schriftsteller.

Uebersetzungen

1) Vom Trauerspiele, aus den vier Abhandlungen des David Hume Esq.

2) Von der Grundregel des Geschmacks, aus eben demselben.

Anhang einiger Oden, auf die Jahre 1756, 1757, 1758.

LB Coburg

4. 12. 69
8. 7. 77

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dusch, Johann Jacob, / Frizsch / Iversen, David

Vermischte Kritische und Satyrische Schriften nebst einigen Oden auf gegenwärtige Zeiten

Altona 1758

Coburg, Landesbibliothek -- B I 4/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915169-6